

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 8.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 13. Februar 1893.

Dierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Die Tragödin.

Roman von A. von Perfall.

(7. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Elsa fühlte den andern Tag ein dringendes Verlangen nach der Mutter. Sie wußte selbst nicht warum, konnte sie doch mit ihr keine Rücksprache pflegen über das, was sie bewegte. Sie hatte sie seit der Geburt ihres Kindes arg vernachlässigt, war auch der Mutter Starrköpfigkeit daran schuld, so machte sie sich doch plötzlich ein Gewissen daraus.

Sie benutzte den Nachmittagszug. In einer Zeitung, die sie kaufte, um ihre innere Unruhe los zu werden, dieses Nachzittern der gestrigen Erregung, las sie denselben Artikel über Graf Maxime.

Er kam also auch nach seiner Rückkehr nicht nach Grünau, das war eigentlich ungezogen, so plump hätte er es ihr nicht zeigen sollen, was ihn an sie gefesselt! Was denn? Da stand die Scene vor ihr gestern abend an der Wiege des Kindes. Diese wilde Leidenschaft, die in Karls Auge nur bei der Erinnerung an die Eboli aufloderte! Sie empfand heftige Scham, doch die galt mehr der Gegenwart des Kindes — wenn sie ehrlich war, ein süßer Schauer rieselte durch ihren Leib, wie sie ihn nur einmal noch empfunden: dort auf dem Fruchtboden, als er ihr seine Liebe gestand. Warum empfand er nur damals so in der Probe? Warum jetzt nicht mehr, als ihr Gatte? Darin lag das Kränkende, Empörende! Jetzt wäre sie ja nicht sündhaft, diese Leidenschaft.

Ob er die Mutter schon besucht hat, Graf Maxime? Bei diesem Gedanken ergriff sie jähe Unruhe, sie brach ihn rasch ab.

Die Mutter hatte noch immer dieselbe Wohnung inne, in der sie mit ihr gelebt, in der Nähe des Theaters. Sie vermied es heute zum erstenmale, an diesem vorüberzugehen und machte einen Umweg. Die Mutter wird gewiß Näheres wissen über Graf Maxime, vielleicht war alles nur Zeitungs-geschwätz. Ob Karl ihn wirklich zur Jagd einlädt? Er sollte sie dann in ihrem ganzen Mutterglück sehen, sollte sehen, daß ihr die Trennung von der Kunst ganz gut bekommen! Karl wird sich vor ihm auch nicht so gehen lassen und unaufmerksam gegen sie sein. Also doch wieder eine Komödie!

Da stand sie vor dem Hause. Wie oft hatte sie es betreten, die Brust geschwellt von dem Triumph des Abends. Sie läutete. Eine Thür ging, Stimmen wurden laut — die Mutter war nicht allein, das war unangenehm. Bekannte schlurfende Tritte näherten sich — Frau Potoky öffnete.

„Die Elsa! Na, das trifft sich gut!“

Elsa erschrak. „Du hast Besuch?“

„Na und was für einen!“ Sie schmunzelte verdächtig. „Aber was hast denn?“

„Ich muß wissen, wer —“

„Da! Kennst ihn nimmer?“ Sie zeigte auf die sich öffnende Thür des Wohnzimmers.

Graf Maxime trat heraus. „Fräulein Elsa! Ah, pardon! Aber in diesen Räumen! Gnädige Frau! Ich habe mich nicht getäuscht, welch glückliches Zusammentreffen!“

Elsa faßte sich rasch und trat in das Zimmer. „Dieses Glück hätten Sie sich ja schon lange verschaffen können — warum kommen Sie nicht nach Grünau?“

„Ich fürchtete, dort nicht angenehm zu sein.“

Elsa sah ihn erstaunt an. Die männliche Bräune, welche die südliche Sonne seinem Antlitz verliehen, kam ihm sehr zu statten; ein ihr fremder Ernst lag jetzt darin, der Vertrauen erweckte, das feuchtschimmernde, schwarze Auge verschlang ihre Erscheinung.

„Warum? Das verstehe ich nicht,“ erwiderte sie absichtlich unbefangen.

„Ach, was soll er denn da draußen in dem Nest, so a Herr!“ bemerkte die Mutter.

„Ach, das ist es nicht,“ erwiderte der Graf lächelnd, „im Gegentheil, wenn ich die gnädige Frau betrachte, wie blühend, wie voll von neuem Reiz —“ Elsa zuckte zusammen bei diesem Wort. „So muß ich Sie beneiden um diesen Aufenthalt.“

„Das können Sie auch! Ich fühle mich sehr wohl in

Grünau, ja, ja, man irrt sich zuweilen, Herr Graf — in den Komödiantinnen! Die Trennung von der Kunst, die Sie einst für unmöglich hielten, ist mir gar nicht sonderlich schwer gefallen.“

„Sie glauben wirklich, sich davon getrennt zu haben? Nein, meine Gnädige, Ihr Herz schlägt noch ebenso warm dafür — ich lese es in Ihrem Blick.“

„Dann lesen Sie eben falsch. Eine einfache Hausfrau bin ich geworden.“

„Und Mutter — ich gratuliere nachträglich.“

Elsa erröthete und hielt den Blick Maximes nicht aus — jetzt lag wirklich etwas Verlegendes darin.

„Und Mutter! Jawohl, und das genügt, um alle weiteren überflüssigen Grillen zu vertreiben,“ sagte sie abweisend.

„O, ich bin überzeugt, daß Sie diesen Beruf so ernst auffassen wie Ihren früheren; das liegt in Ihrer Natur — aber doch —“



Frühjahrs-Strasentouletten.

(Beschreibung S. 78.)

„Kein ‚aber doch‘, Herr Graf, es nützt Ihnen alles nichts. Ihre berühmte Tragödin ist tot, lassen Sie sie in Frieden ruhen und erzählen Sie von Ihrer herrlichen Reise. A propos, ist etwas daran an dem Artikel? Werden Sie wirklich unser Bühnenschef?“

„Ja ja schon! Hat ja schon ‚s Defret in der Tasche,“ erklärte, den Grafen mit begeisterten Augen ansehend, Frau Potok, „und kommt zu einer alten Frau. Das ist a Mann! Jetzt, wenn’s halt no Tragödin wärst, jekt gang was!“

„Mutter, wenn man dich hört!“ Elsa war empört. „Aber, gnädige Frau, ich kenne ja doch die gute Mutter!“ beschwichigte der Graf. „Uebrigens, gestatten Sie mir eine Frage — nur eine Frage! Alles schon dagewesen! Glauben Sie —“ Er zögerte. „Halten Sie es für ausgeschlossen, daß Ihr Gatte — Ihnen den Eintritt in die Hofbühne — gestatten würde?“

Elsa war zu überrascht, um ihm in das Wort zu fallen, eine solche Thorheit hatte sie Maxime nicht zugetraut. Sie schüttelte nur den Kopf. „Unglaublich, darauf zu kommen — mein Gatte! Es handelt sich aber gar nicht um meinen Gatten, ich selbst will nicht.“

„Es war ja auch nur eine bescheidene Anfrage, die Sie einem angehenden Bühnenleiter nicht verargen können. Mit einer solchen segensreichen That gleich sein Amt antreten zu können, das ist verführerisch, das werden Sie einsehen. Ich begreife ja — der herrliche Aufenthalt — die Ruhe — Mutterpflichten — doch man würde alle bedenklischen Rücksichten wälten lassen, selbstverständlich! Seine Majestät selbst —“

Elsa konnte ihre innere Unruhe nicht verbergen, der Ausdruck ihres Antlitzes wechselte immerfort, bald verriet er höchste Erregung, Verdruß, bald ein listernes Hinhorchen.

„Bemühen Sie sich nicht, Graf,“ sagte sie zuletzt, sich zur vollen Ruhe zwingend, „es nützt Ihnen alles nichts, auch nicht die Majestät.“

„Der König, Elsa, der König selber will dich haben!“ drängte die Mutter, in deren Herz ein leiser Hoffnungsstrahl fiel, die alten seligen Tage könnten wiederkehren, in der Garderobe — hinter den Kulissen.

„Ich kann nicht und will nicht, Mutter!“

Der Graf lächelte sonderbar, jetzt hörte er schon ein gewisses schmerzliches Losreißen von dem Gedanken aus ihren Worten heraus, den er in ihr wachgerufen. Noch war nicht alles verloren, aber für heute genug geschehen.

„Erzählen Sie mir doch von Ihrer Reise, das ist viel amüsanter,“ sagte Elsa, dem Grafen Platz bietend.

Der Kaffee wurde serviert, Graf Maxime erzählte hinreichend, voll Farbe und Leben. Er zwang sie, ihm zu folgen. Seine feine Beobachtung, seine farbenprächtige Schilderung, die zarte Beziehung, die er unmerklich, ohne daß sie sich dagegen auflehnen konnte, diesem und jenem gab, der angenehme, einschmeichelnde Ton seiner Stimme, die vornehme Art des Vortrages riß sie hin, und wenn dann unplötzlich ein Vergleich in ihr auftauchte mit Grünauer Abenden, dann schoß eine Blutwelle ihr in das Gesicht, und sie gab sich vergebliche Mühe, nichts zu hören.

Da fiel ihr Blick auf ihre Umgebung: in allen Ecken spukte die Kunst, die Bühne! Kostümbilder aus ihrer Glanzzeit, vergilbte Lorbeerkränze mit breiten farbigen Atlasstreifen, aus denen die Widmung herausblitzte — der Name des Grafen in Gold und Silber: „Der großen Meisterin!“ — „Der Priesterin Thalias!“ — „Der idealen Messalina!“ Darauf blieb ihr Blick länger haften. Damals fiel die Sonderbarkeit der Inschrift gar nicht auf — wenn sie jetzt die Messalina spielen mußte, als Gattin, Mutter — unmöglich! Dann verflochten sich förmlich alle diese bunten Schleifen mit den Worten des Grafen, und sie versiel in ein lässiges, süßes Hinträumen, während dessen sie sich gar nicht bewußt war, daß ihr Blick immer auf Maxime ruhte. Plötzlich — er war noch in Indien, in Benares und erzählte eben von den Mythen des Schiba in alterwürdigen Tempelhallen — fuhr sie auf und sah nach der Uhr.

„Schade, daß ich Sie unterbrechen muß, aber mein Zug geht in einer halben Stunde, und von Benares nach unserer Residenz ist noch ein weiter Weg, die Fortsetzung hoffe ich in Grünau von Ihnen zu hören. Karl wird ihnen ohnedies nächstens eine Jagdeinladung senden, allerdings, Sie sind jetzt verwöhnt, mit Löwen und Tigern können wir nicht aufwarten.“

„Wenn ich es wagen darf, nachdem ich gegen jede gute Sitte verstieß — aber es war mir wirklich nicht möglich.“

Er begleitete diese letzten Worte mit einem Blick, welcher Elsa ihre Einladung bereuen ließ; sie empfahl sich plötzlich, förmlich, ihm nur die Fingerspitzen reichend.

„Wann kommst denn wieder, Elsa?“ fragte die Mutter. „Mußt di net gar so rar machen. Ich kann net so umeinander fahr’n mit meine wehen Füß.“

Elsa zögerte. „Samstag vielleicht, Karl fährt auf die Jagd auf einige Tage,“ sagte sie dann. Unwillkürlich begegnete ihr Blick dem des Grafen. „Vielleicht, gewiß kann ich es nicht versprechen,“ setzte sie hinzu und ging.

Was wird Karl zu dem Zusammentreffen sagen? Dieser Gedanke beschäftigte sie auf dem Wege zum Bahnhofe. Im Coupé überlegte sie bereits, ob es überhaupt nicht besser sei, darüber zu schweigen — wozu ihn nutzlos beunruhigen! Er könnte ja meinen — nein, das nicht, gewiß nicht, aber wozu, wozu? „Weil Heimlichkeiten zwischen Gatten nichts taugen,“ sprach eine innere Stimme. Aber das sind doch keine Heimlichkeiten. Wenn er sie danach fragen würde, lügen würde sie nicht — wiederholen wird sich dieses Zusammentreffen ja nicht. Samstag — er hörte den Tag! Nun,

dann geht sie eben nicht am Samstag, sondern Sonntag zur Mutter.

Als sie in Grünau anlangte, war sie fest entschlossen, das Zusammentreffen mit dem Grafen nicht zu erwähnen.

Mutter Heyden erkundigte sich angelegentlich, als gewöhnlich, so schien es ihr wenigstens, nach Frau Potok und ob Elsa etwas Neues erfahren betreffs des Grafen Leidesdorf. Sie erzählte, daß er wirklich Direktor werde, doch nicht, daß sie ihn gesprochen; als aber ihr Gatte den anderen Tag von der Jagd heimkam, sie herzlich umarmte, den kleinen Max auf seinen Arm nahm, da fühlte sie das Unrecht der Verheimlichung.

Doch wie sollte sie ihr Schweigen vor Frau von der Heyden rechtfertigen? Wenn sie den Grafen wieder zufällig bei der Mutter traf, konnte sie das Versäumte nachholen — Samstag vielleicht! Die erste Masche knüpfte sich zu dem Netz einer noch dämmerhaften Schuld.

Der Samstag kam, mit ihm eine tödliche Unruhe. Der Graf hörte ihre Verabredung mit der Mutter: er wird sicher kommen. Das Treffen wäre dann kein zufälliges mehr, es glich schon einem Stellbuchein, und doch, wenn sie dann ihrem Manne alles offen und arglos erzählte, müßte diese bange Unruhe, dieses kindische Schuldbewußtsein schwinden! Sie machte Toilette, sorgfältige Toilette, ging dann in das Kinderzimmer, um Abschied zu nehmen von dem kleinen Max. Es war ihr, als gälte es eine große Reise — da, vor dem Bettchen packte es sie: du darfst nicht gehen, unter keiner Bedingung! Und sie ging nicht! Der Fehler war nur, daß es eines gewissen Heroismus bedurfte, einer gewaltig gehobenen Stimmung, um diesen Entschluß zu fassen, und daß sie eine so große Gemüthsanwandlung empfand, sich überwunden zu haben.

Am Sonntag fuhr sie zur Mutter und erfuhr, daß der Graf tags zuvor wirklich anwesend war. Jetzt wußte er wenigstens, der Eingebildete, daß er sich gründlich in ihr getäuscht!

Heyden hielt eine Treibjagd ab, auch Herren von der Residenz waren geladen, Graf Leidesdorf nicht — ihr Gatte sprach auch nicht mehr darüber. Die Wolke war vorübergezogen, Elsa fühlte sich frei und glücklich, Karl gab sich auch sichtlich Mühe, ihr seine Liebe zu bezeigen, sein Gleichmaß, seine völlig absichtslosen naiven Huldigungen thaten ihr jetzt unendlich wohl.

Da, eines Tages fuhr Graf Leidesdorf vor, der neue Direktor. Er hatte vor wenigen Tagen sein Amt angetreten. Elsa saß am Fenster bei ihrer Arbeit, neben ihr schlief der kleine Max. Sie floh mit dem Kinde in ihr Schlafgemach. Karl sollte ihn empfangen — oder Frau von der Heyden — sie wollte sich nicht sehen lassen.

Sie klingelte dem Diener, er sollte den Besuch in den Salon führen und den Herrn holen, sie selbst sei unwohl, sie empfangen niemanden. Ein Zimmer lag dazwischen, doch hörte sie den Grafen eintreten, gleich darauf die Schritte Karls die Treppe herauf.

Was sie wohl so lange zu verhandeln hatten? Eine halbe Stunde schon! Wenn der Graf ihr Zusammentreffen bei der Mutter erwähnte! Aber davor wird er sich hüten. Warum? Aus demselben Grunde, aus dem sie schwieg. Diese ungewollte Verbindung mit dem Grafen durch ein Geheimnis beunruhigte sie von neuem.

Eine Thür ging endlich! Wenn er nur aus dem Hause war! Ihr Gatte trat ein, eine schlimme Falte auf der Stirn ließ sie nichts Gutes ahnen, Maxime hatte am Ende doch geplaudert.

„Du mußt einen Augenblick herüberkommen, Graf Leidesdorf ist da.“

„Aber ich habe mich ja entschuldigen lassen, ich sei unwohl.“

„Und doch mußt du kommen, ich habe meine Gründe. Es handelt sich um eine wichtige Sache, die nur du selbst entscheiden sollst.“

Blitzartig durchzuckte es Elsa. Die Rückkehr zur Bühne — und sie selbst sollte — ihr Gatte wollte — dann liebte er sie nicht mehr — alles nur ein Traum — Grünau — der Friede — ihr Kind.

„Komm doch, es ist gar nicht so Schlimmes,“ sagte er dann geheimnisvoll lächelnd.

Sie folgte willenslos. Graf Leidesdorf empfing sie förmlich, ehrfurchtsvoll, er hatte etwas Amtliches, Offizielles in seinem Benehmen, auf seiner Brust blitzte eine Reihe von Orden en miniature.

Karl mit vorgebeugten Schultern, in seiner vernachlässigten Toilette, nahm sich wie ein Bediensteter aus ihm gegenüber, nicht wie der Herr des Hauses. Es war ihr, als müßte sie ihn verteidigen gegen die Spottsucht des Grafen, als spiele ein maliziöses Lächeln um dessen Mund, und sie legte ihren Arm in den ihres Mannes.

„Bitte, tragen Sie Ihre Bitte an meine Frau persönlich vor,“ sagte dieser.

„Es handelt sich um eine Wohlthätigkeitsvorstellung für die Stadtarmen, gnädige Frau,“ begann Leidesdorf. „Se. Majestät interessieren sich sehr dafür und beauftragten mich, alle Anstrengungen zu machen, dieselbe zu einem Ereignis zu machen. Da dachte ich mir, ob ich die gnädige Frau nicht bestimmen könnte, mitzuwirken zu diesem Zwecke. Sie können eigentlich nicht gut ablehnen. Die ganze Stadt würde sich darüber freuen, Se. Majestät machten selbst eine leise Anspielung, ganz leise natürlich — die Sache hätte ja gar keine Konsequenzen.“

„Und was sagst du zu dem Vorschlag des Herrn Grafen,“ fragte Karl. „Ich möchte vor allem nicht den Vorwurf auf mich laden, einem so gemeinnützigen Zwecke irgendwie hinderlich entgegengetreten zu sein. Es liegt also völlig in deinem Belieben.“

Elsa erkältete die Antwort, die Stimme der Deffentlichkeit war ihm das Wichtigste in der Angelegenheit — sie zog ihren Arm zurück. „Dann bedauere ich, Herr Graf, entschieden, nein! sagen zu müssen.“

Graf Leidesdorf zeigte keinerlei Ueberraschung. „Fühlen Sie sich so schwach?“ fragte er mit feinem Lächeln.

„Durchaus nicht, aber ich will einfach nicht!“ Elsa sprach diese Worte in einer unpassenden Erregung.

Heyden haßte jede Schroffheit. „Du gehst doch etwas zu weit, das ist ja ein ganz besonderer Fall, eine Wohlthätigkeitsvorstellung, und wenn der König selbst schon eine Andeutung machte — über alles kann man sich nicht hinwegsetzen — wir haben einen Sohn — man weiß nicht —“

„Ganz richtig, Herr von der Heyden, auch meine Ansicht,“ bestärkte ihn Graf Leidesdorf.

Elsa biß sich auf die Unterlippe. Sie hörte ordentlich das innere Lachen Maximes über ihren kurzfristigen Gatten. Der ganze Vorschlag war ja nur eine Kriegslift. Daß er es aber ihr gegenüber wagte, die ihn doch durchschauen mußte! Sie konnte nicht leugnen, daß der Vorschlag sie reizte. Einmal — und zu solchem Zwecke, warum eigentlich nicht? Wenn sie ihrem Gatten damit Kummer bereitet hätte — aber auch das war nicht der Fall. War der Abend vorüber, dann sollte der Graf schon zu hören bekommen, daß sie ihn durchschaut, und mit einer langen Nase abziehen — noch ein kleines Privatvergnügen dabei!

„Und welches Stück haben Sie gewählt?“ fragte sie.

„Sie allein hätten zu wählen,“ erwiderte der Graf voll Freude über den Umschlag ihrer Stimmung. „Wenn Sie sich nicht anstrengen wollen — es handelt sich ja nur um Ihr Erscheinen — vielleicht die Eboli!“

Elsa zuckte unwillkürlich zusammen und blickte auf ihren Gatten, welcher ebenfalls sichtlich peinlich berührt war.

„Nein, die Eboli in keinem Falle,“ sagte sie rasch.

„So bestimmen Sie, meine Gnädige!“

„Iphigenia.“

„Gewiß, wenn Sie es wünschen. Eine großartige Rolle,“ entgegnete Graf Leidesdorf. „Ich meine nur, zu diesem Zwecke etwas zu klassisch, und dann, wenn wir schon das Glück haben würden, Sie noch einmal bewundern zu dürfen, dünkte ich, so etwas aus Ihrem Vollen heraus, Ihrem Elemente, etwas leidenschaftlich Bewegtes.“

Elsa warf ihm einen verweisenden Ton zu. „Darin irren Sie, Herr Graf, gerade die Iphigenia war mein ur-eigenes Element.“

„Weiß ich, meine Gnädige; aber trotzdem, ich kann mich noch gut erinnern, war eine Rolle Ihr sehnlichster Wunsch, welche der Klassik ziemlich fern liegt. Sie waren unglücklich, daß mein Vorgänger das Stück nicht geben wollte. Ich wäre mit Vergnügen bereit dazu, Sie würden die Rolle freieren in der Residenz und alle schlagen, alle — es würde ein noch nie dagewesener Erfolg.“

Elsa wurde immer unruhiger, sie wehrte sich innerlich gegen einen mächtig erwachenden Drang. „Doch nicht —?“

„Fedora! Ganz richtig. Können Sie jetzt noch ‚nein‘ sagen? Bedenken Sie, Fedora Romanzoff in Ihrer Hand! Es wird ein Sturm der Begeisterung werden! Die Rolle enthält auch nicht das geringste Anstößige oder Bedenkliche, was Sie vielleicht in Ihrer Stellung —“

„Das nicht, kein Wort. Ich habe die Rolle durch und durch studiert.“

„Also darf ich? Fedora?“

Elsa warf einen fragenden Blick auf ihren Gemahl.

„Ich kenne das Stück nicht; du mußt selbst wissen, was du dir schuldig bist,“ erwiderte Heyden.

„D, in dieser Beziehung muß ich dem Grafen recht geben. Also lassen wir es bei Fedora, wir werden das Haus damit füllen, und das ist ja die Hauptsache bei solchen Gelegenheiten.“

„Meinen ergebensten Dank, gnädige Frau.“ Graf Leidesdorf küßte andächtig die Hand der Künstlerin.

„Bedanken Sie sich doch bei meinem Gatten.“

Maxime wandte sich lächelnd zu Heyden. „Sehr großmütig, Herr von der Heyden! Offen gesagt, ich kam mit wenig Hoffnung hierher, mehr der Mission von oben Folge leistend, aber Sie werden Ihre Großmütigkeit nicht bereuen, Sie werden sich sonnen im Ruhme Ihrer Gemahlin. Lachen Sie nicht, darüber ist niemand erhaben. Es ist ein eigen Ding um die Bühne und die Kunst — ein eigener Zauber.“

„Den ich absolut nicht fürchte, und das will ich Ihnen zeigen, indem ich Elsa die Fedora oder was sie will, spielen lasse.“

„Aber ganz natürlich! Wer spricht denn von fürchten? Wozu? Warum?“

„Wann beginnen die Proben?“ unterbrach Elsa die beiden Herren.

„Möglichst bald, in einigen Tagen, wenn es Ihnen genehm ist. Das Stück ist hier neu und bedarf der Vorbereitung. Ich werde Ihnen den Theaterwagen senden, Ihren alten Bekannten.“

Graf Leidesdorf empfahl sich rasch, mit der Miene eines Mannes, welcher einen lästigen Auftrag glücklich vollführt. Karl sprach noch immer nichts von der Jagdeinladung, sie war wohl jetzt unnötig, er hatte einen triftigen Beweis geliefert, daß er nicht auf den Grafen eifersüchtig war.

„Warum hast du auch deine Einwilligung gegeben?“ sagte Elsa, als sie allein waren und sie den Kummer auf ihres Mannes Antlitz sah. „Ich rechnete sicher darauf, und ich weiß gewiß, es wäre besser.“

Karl sah sie sonderbar an mit einem schmerzlichen Zug um die Lippen, den sie noch nie beobachtet. „Nein, Elsa, so

ist es besser! Dein Drängen, für das du ja nichts kannst, nachdem einmal die Frage angeregt war, wird befriedigt werden, und du wirst erkennen, daß all der laute Ruhm der Welt nichts ist gegen ein stiller Glück an der Seite von Menschen, die dich herzlich lieb haben."

Elisa ganzes Innere erzitterte bei diesen Worten, innige Liebe, Neue, Furcht vor nahendem Unheil kämpften darin um den Vorrang. Karl umfaßte sie mit seinen Armen und drückte sie an sich, als wolle er sie gegen einen unsichtbaren Feind verteidigen.

In diesem Augenblick trat Frau von der Heyden ein. Sie war sichtlich überrascht von dem Anblick, der ihr wurde. Karl und Elisa empfanden gemeinsam das Unrecht, nicht vorher den Rat der Mutter eingeholt zu haben.

"Graf Leidesdorf war hier," sagte Heyden.

"Ich begegnete ihm auf der Treppe."

"Sagte er dir, warum er kam?"

"Ich weiß alles."

"Und du verurteilst mich natürlich! Aber wenn du bedenkst, daß es sich um eine Wohlthätigkeitsvorstellung handelt."

"Wohlthätigkeitsvorstellung! Daß doch der Teufel immer ein schönes Mäntelchen findet, wenn er auf seinen Raub ausgeht!"

Elisa mußte lachen, trotz ihrer ernstern Stimmung. "Alldings, wenn das Theater eine Hölle, wie du sicherlich glaubst, ist der Chef, als der oberste der Hölle, der Teufel! Nur verstehe ich nicht, auf welchen Raub er ausgehen soll."

"Du verstehst mich sehr wohl, mein Kind! Sieh dich doch in dem Spiegel, sieh die geröteten Wangen, die glänzenden Augen, fühle die gewaltige Erregung, die dich durchzittert! Glaubst du vielleicht, daß alles gilt der Wohlthätigkeitsvorstellung, die du im Sinne hast? Denkst du nur einen Augenblick an diesen Zweck? Nein, wenn du ehrlich mit dir selber bist! Die Leidenschaft ist erwacht, der Drang nach Ruhm, nach Beifall. Du wirst dagegen gekämpft haben, wie ich dich kenne, mit aller Kraft, du wirst in deinem Innern gekämpft haben um Hilfe, um die Hilfe deines Mannes! Sie ist dir nicht geworden, da bist du unterlegen, armes Kind."

Heyden fürchtete eine erregte Erwiderung Elsas, doch zu seinem Erstaunen blieb diese aus, das beunruhigte ihn. "Liebe Mama, du nimmst die Sache denn doch etwas zu ernst, Elisa hatte nicht zu kämpfen, ich nichts zu helfen, ich will einfach nicht als ein Tyrann gelten, mich nicht lächerlich machen, darum gab ich meine Einwilligung. Elisa aber kann unmöglich einen derartigen ehrenvollen Antrag zurückweisen und denselben Standpunkt einnehmen wie du. Jeder wird mein Vergehen billigen. Der Abend wird auch vorübergehen und alles beim Alten bleiben. Wozu also unnötige Aufregungen? Du weißt, ich hasse sie."

"Das weiß ich, und um dir eine zu ersparen, ein Naserümpfen des Herrn Grafen, der Gesellschaft, um die du dich sonst nie gekümmert, schaffst du deiner armen Elisa ein Heer davon! Es bleibt aber nicht beim Alten, der Abend wird nicht spurlos vorübergehen! Grünau wird sich ganz anders ausnehmen nach dem grandiosen Erfolg Elsas, von dem der Graf mir vorgezwärmt, nicht nur für Elisa, ja weniger für Elisa vielleicht, als für dich, Karl! Du wirst deine Frau mit anderen Augen ansehen, mit den Augen, wie Hunderte sie ansehen an diesem Abend. Eine Frau ist wie eine Blume, der Blütenstaub ist leicht verweht und dann unwiederbringlich verloren. Das mag alles altmodisch sein, beschränkt, aber wahr ist es, und alle Schwärmerei und Kunstbegeisterung ändert nichts daran, und eine Wohlthätigkeitsvorstellung auch nicht!"

Heyden gingen die Worte der Mutter zu Herzen, er hatte ihre Wahrheit ja schon selbst erprobt, damals, als er Elisa als Eholi sah.

Auch diese war betroffen, sie dachte jenes Abends, wo er ihr davon erzählte. "Ich sage ab," sagte sie entschlossen, "und alles hat ein Ende."

(Fortsetzung folgt.)

Nippssachen aus Porzellan, Terracotta und Elfenbein.

Nachdruck verboten.

Eine schöne Frau, ein Boudoir und Nippssachen sind untrennbar verbunden. Schön, elegant und poesievoll muß das Boudoir sein, in welchem die verkörperte Anmut weilt, denn diese wird erhöht durch den Reiz der Umgebung. Eine sylphenartige Gestalt, in duftiger Spitzen Toilette auf dem sein lachenden, mit Gold abgesetzten und mit blaßblauen Seidendamast überzogenen Sesseln in gefälliger Attitüde hingeworfen und in der schmalen, marmorweißen Hand ein wunderhübsch gebundenes Bändchen lyrischer Gedichte haltend, muß sich in einem Gemach, dessen Wände mit hellfarbiger Seide ausgeschlagen und mit silbernen Treppen umrahmt sind, bei dem matten Lichtschein einer farbigen Ampel geradezu hinreißend ausnehmen.

Sich solche bewundernde Boudoirs als Stätten der Koketterie, der Causerie und des Träumens zu schaffen, verstanden die Grazien des Rokoko ausgezeichnet. Das Rokoko ist denn auch der echte Stil des Boudoirs — in dieser scheinbaren Aufhebung der Symmetrie, in dieser Zwanglosigkeit der Formen, in diesen leichten, abgeblähten Farben, in dem flotten Stucco mit Gold, in diesen fein geschwungenen, weichen Sitzmöbeln, in diesen Seidendamasten und gar in den Porzellanen liegt ein beständiger Reiz.

Zwar war es eine leichtfertige, über des Lebens Härte mit scheinbarer Naivität hinwegtäuzende Gesellschaft, aus welcher sich jener Stil entwickelte, aber ihre Sünden, welche schon Diderot zu grimmigen Anklagen veranlaßte, vergißt man gegenüber dem von ihr bewiesenen Geschmack. Auch in den Nippes: dem weiblichen Tand, den kostbaren Dosen, Büchchen, Nähfuttern, Pendüchen, Schreibzeugen, Leuchterchen und

nicht zum geringsten in den Porzellanfigürchen, welche wir mit besonderer Vorliebe unter jenem Worte verstehen und als hervorragenden Schmuck der Boudoirs ansehen, giebt sich jener Geschmack zu erkennen.

Als Böttger im Jahre 1709 in einem aus der Gegend von Schneeberg bezogenen Haarpuder Kaolin entdeckte und mit Hilfe desselben das erste weiße Porzellangeschirre in Europa herstellte, wurden auch die Nippes in Porzellan geboren. Und sie vermehrten sich im Laufe des Jahrhunderts wunderbar schnell, denn ein Porzellanfieber ergriff die fürstlichen Häupter Europas: jedes von ihnen wollte eine Manufaktur in Art jener zu Meissen besitzen und das köstliche Geschirre und die reizenden Nippchen gleichfalls erzeugen. Da entstanden Geburtsstätten für die Nippes in Berlin, Baden-Baden, Frankenthal, Ludwigsburg, Nymphenburg, Wien, Fürstenberg, Rudolfsstadt, Kellsterbach, Gotha, Bonn, Würzburg, Sevres, Capo di Monte und vielen anderen Städten Europas. Die Daphnis und Chloen, die Amintin und Tircis, die Hirten und Hirtinnen wuchsen unter den Händen des Rokokokünstlers in der geschmeidigen, sägsamen Porzellanmasse wie die Pilze empor.

Und alle diese Nippes lächeln und scheinen zu sagen: „Après nous le déluge.“ aber jetzt „carpe diem!“ Daß sie große Sorgfalt auf ihre Kleider verwendet hätten, läßt sich nicht sagen, ist doch in dem sonnigen Arkadien die Atmosphäre zu heiß, um sich ängstlich zu verhüllen. Ein gewisses unerschämtes Sichgehenlassen, eine bewundernswerte Ungeniertheit, eine Sorglosigkeit sondergleichen kennzeichnet sich in der Behandlung ihrer Toilette. Aus duftiger Spitzenmasse tauchen die feinen, an den Gelenken rosigen Arme empor, das von Bändern durchflochtene Mieder läßt die üppige Schönheit der Büste erkennen, und unter dem Saume des rosa getönten, eng anliegenden Gewandes schauen die kleinen Füßchen sehr kokett hervor. Noch ungenierter geben sich die Göttinnen, welche in Begleitung von Amor, dem lösen Knaben, oder einem jugendlichen Schäfer auf blumigem Teppich ruhen oder in grazioser Stellung und Biegung des Körpers am rosenumrankten Stamm stehen, beschäftigt, sich mit einem Zipfel des herabgehungenen Gewandes gegen irgendwelchen kühnen Luftzug zu sichern. Solche Figuren sind für jene Zeit charakteristisch — sie sind dem Akobenregiment August des Starken, Ludwigs XV. und so vieler anderer Potentitäten des vergangenen Jahrhunderts entsprungen.

Selbstverständlich ist in dieser Kleinplastik der Humor nicht ganz vergessen. Meissen hat auch nach dieser Richtung wohl das Beste geleistet. Der Schneider, welcher auf dem Ziegenbock reitet, die Dame, welcher der fette Mops auf dem Schoße sitzt, während ihr der Kavaliere in Gegenwart des geschwägigen Nachbarinnen, die Türken, Mohren und Chinesen sind Gruppen und Figuren, welche oftmals vorkommen. Die Nippes der Berliner Manufaktur waren hingegen immer etwas ernster und dezenter und gingen denn auch bald zu dem strengeren Pops und dem steifen Klassizismus über, unter dessen Einwirkung in weißer Biskuitmasse sehr heroische Göttergestalten und kleine Monumente schaffend. Mit der Herstellung von Nippchen war es so ziemlich vorbei, bis man sich in unseren Tagen wiederum der trefflichen Leistungen des Rokoko auf dem Gebiete der Kleinplastik erinnerte und nach Porzellanippes verlangte.

Berlin und Meissen haben dem vielfach geäußerten Wunsche Rechnung getragen, indem sie teils unter Benützung der alten Modelle und Formen des vergangenen Jahrhunderts, teils unter Benützung neuer, von Künstlerhand gefertigter Modelle wieder eine Fülle von reizenden Gruppen und Figuren erzeugt haben.

Aber die Sammler und Sammlerinnen von Nippes geben den alten Leistungen des Rokoko den Vorzug, mögen auch die Preise ungemein hoch sein. So ein Kenner weiß auf den ersten Blick, bevor er noch die Marken gesehen hat, aus welcher Zeit und aus welcher Manufaktur eine Gruppe oder ein Figürchen herrührt. Was die alten Meißner Nippes anbetrifft, so spielt ihre Glazur fast unmerklich ins Grünliche. Form und Ausdruck der Figuren sind zudem besonders charakteristisch — beispielsweise geben sich die Hirteninnen und Göttinnen in einer Gestalt von lyssipischer Schlankheit und mit schmalen, leicht umflorten Augen von unendlich verliebtem Blick. Die feinen Farben, besonders jene der Karnation, und die vollkommene Modellierung der Körper, die sich in ihrer Meisterschaft auch in den kleinen Blümchen zu erkennen giebt, stempeln diese Werke der Kleinplastik zu Perlen keramischer Kunst.

Die Herstellung solcher Nippes ist nicht so leicht, wie man denkt. Der Künstler fertigt in Thon das Modell. Von diesem wird die Gipsform genommen. Aus der Gipsform wird die Figur in Porzellanmasse abgedrückt und dieser Abdruck an der Luft getrocknet. Getrocknet und in die zweite Etage des Brennofens zum sogenannten „Verglühn“ gebracht, kommt die Figur in den Glazurbrei. Wiederum wird die Figur getrocknet, bis die Feuchtigkeit aus dem Glazurbrei entwichen ist und dieser wie eine trockene Kreidebeschicht den Körper umhüllt. Eingeschlossen in eine Kapsel von Schamotte, wandert die Figur dann wieder in den Porzellanofen, um dort dem Vorfeuer und dem sogenannten Gutz- oder Scharffeuer, welches auf 1800 Grad Celsius steigt, unterworfen zu werden. Der Brand ist zu Ende, langsame Abkühlung tritt ein, die Kapsel wird dem Ofen entnommen, geöffnet, und den Blicken bietet sich in einer Hülle, die wie glänzendes Perlmutter schimmert, die Figur dar — der Glazurbrei ist wie Glas geschmolzen. Aber aus der Figur ist ein Figürchen geworden, denn infolge des Brandes hat sich die Masse bis auf ein Sechstel oder ein Viertel des ursprünglichen Umfangs zusammengezogen. Und nun beginnen der Maler und der Vergolber ihr Werk, indem sie auf der Glazur des kleinen Dinges Farben und Gold auftragen, die alsdann im Muffelofen wieder eingebrannt werden, sodaß sie unverwundlich haften bleiben.

Die Dämchen sind aber oft noch mit Spitzen in reicher Weise geschmückt. Wie ist das möglich?

Nun, das Verfahren ist ziemlich einfach: man tüßt wirkliche Spitzen in den Glazurbrei, drückt sie an die noch ungebrennte Figur fest und öffnet mit der Nadel die verklebten Maschen — beim Brande im Ofen verkokelt das wirkliche Gewebe, aber das spigenartige Porzellangefüge bleibt. Gerade in der jüngsten Zeit wird diese alte Technik von gewissen Privatporzellanmanufakturen wieder vielfach geübt.

Von den Porzellanippes, den echten Kindern des Rokoko, wendet sich der Blick zu anderen figurativen Nippes, welche sich wirklicher Kunst erfreuen. Die Tanagra-Terracotten in die Gesellschaft der Porzellanippes des Rokoko zu bringen, geht eigentlich gegen das ästhetische Gewissen, denn jene Kinder des griechischen Bodens atmen einen Adel und eine hehre Schönheit, welche sie zu Werken der hohen Kunst stampeln. Auch in ihnen offenbart sich der griechische Genius in bewundernswürdiger Weise. Mit außerordentlicher Virtuosität modelliert, vielfach aber auch aus Formen abgedrückt, wirken sie besonders reizvoll durch den Schmuck zarter Farben, meist eines hellroten oder himmelblauen Tones, in Verbindung mit dezenter Vergoldung. Sie geben Fingerzeige für die Polychromie in der griechischen Plastik, scheint es doch, daß die Statuen in Marmor ebenfalls farbig behandelt und mit Gold, bezw. Bronze verziert worden sind.

Näher getreten ist uns auch durch diese Terracotten die griechische Frau, denn ihr Darstellungskreis umschließt mit Vorliebe weibliche Gestalten, jugendliche und reifere Erscheinungen, in genrehafter Auffassung und frappanter Lebenswahrheit. Mit den mäanderrundumtänzten, fein gefalteten Gewändern angethan, auf dem schönen Haupte Blumenschmuck oder den eigenartig geformten Hut und in der Hand den Fächer, so stehen oder sitzen sie in grazioser Haltung da, den Wahrhaft seelenvollen Blick in die Ferne richtend. Auf den Schultern einiger Gestalten bucht sich auch traulich eine Taube, und die anmutige Trägerin ist unter ungezwungener Bewegung des Körpers im Begriff, mit dem Tierchen zu spielen. In gewissen Gruppen gelangt die Freundschaft zu ihrem Recht, denn zärtlich schmiegeln sich zwei Gestalten aneinander. Kleine, zierliche Voten fehlen ebenfalls nicht. So bietet diese Kleinplastik, wenn in ihr auch viele Burlesken und Karikaturen vorkommen, immerhin eine solche Fülle des Edlen und Schönen, daß die Figürchen von Tanagra in trefflichen Nachahmungen schon längst ihren Einzug in die Boudoirs unserer Damen gehalten haben.

Die Originale, jetzt eine Zierde unserer archäologischen Sammlungen, wurden erst seit dem Jahre 1872 in Tanagra in Böotien gefunden, und zwar in Gräbern aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., also aus der Blütezeit griechischer Kunst. In irgendwelche Leistungen unserer modernen Terracotta-industrie an die Seite zu stellen, geht kaum an, denn es sieht auf diesem Gebiete gerade in Deutschland sehr bedauerlich aus. Die mäßige Fabrikware gewisser mitteldeutscher Meisters, welche in Anlehnung an die bekannten roten Kopenhagener Terracotten arbeiten, vermögen ihre dänischen Vorbilder weder an Feinheit der Masse und Form, noch an Schalkhaftigkeit und sonnigem Humor zu erreichen, und diese wieder weit entfernt, einen Vergleich mit den köstlichen Gaben der tanagraischen Gräber auszuhalten.

Ausgezeichnete Leistungen in Terracottanippes finden sich höchstens in Italien. Es ist, als ob dort die alte Meisterschaft der Thonbilderei, deren sich das Quattrocento erfreute, wieder lebendig geworden sei, denn in den Meisters von F. de Matteis und Giovanni Leone aus Catania entstehen kleine Schöpfungen von höchstem Reiz. Figuren und Gruppen sind in der natürlichen hellbraunen Farbe des Thones belassen.

Volkstypen aus Rom und Neapel werden mit höchster Lebendigkeit und feiner Kennzeichnung der stolzen Grazie, welche den südlischen Schönen angeboren ist, geschildert. Hier zwei tanzende Mädchen aus dem Volke, dort eine Maid, welche die Mandoline spielt, hier eine solche mit dem flachen Korbe auf dem schönen Haupte, dort eine andere mit dem Krug am Arme — reizvolle Gestalten, die sich in ihren materiellen Kostümen wie die Königinnen bewegen. Unter den Gruppen ein verliebtes Pärchen, begeisterte Musikanten, auch wohl Marktscenen — kurz, mitten aus dem Leben gegriffene Figuren, in denen sich das bewegte, temperamentvolle Treiben Italiens geradezu packend wieder spiegelt. Besonders de Matteis besitzt eine seltene Gabe, dieses Leben in seinem ganzen prickelnden Reiz auszudrücken und, in flotter Behandlung bei eingehender Detaillierung des Kostümlischen, das Plastische mit dem Materischen zu verbinden. Die Arbeiten von Giovanni Leone sind mehr im Charakter glatt geschmückter Holzskulpturen gehalten, aber an Lebenswahrheit stehen sie jenen seines Kollegen nicht nach.

Diesen italienischen Terracotten vermag Paris seine köstlichen Figürchen in Bronze oder Silber entgegenzusetzen. Eine stattliche Menge tüchtiger phantasievoller Künstler pflegt die Modelle für solche Metallnippes zu liefern. Amoretten, erotische Genreszenen und Kostümfigürchen, welche die Sonderbarkeiten des Poppes, des Directoire und Empire brillant zum Ausdruck bringen, werden besonders bedorugt. Ueber die ausgezeichnete Eitelung und Tönung dieser Bronzen ist schon genug des Lobes verkündet worden.

Zum Schluß möge nur noch der seit einiger Zeit in großer Menge nach Europa eingeführten japanischen Nippes, der sogenannten „Dkimono“ oder „Dinger zum Hinstellen“, gedacht werden. Sie werden in Japan erst hergestellt seit der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873. Den höchsten Rang nehmen unter diesen reizvollen Arbeiten aus dem verschiedenartigsten Material — Holz, Porzellan, Fayence und Steinzeug — jene aus Elfenbein ein. Mit ungläublicher Feinheit sind in diesem edlen Material ausdrucksvolle Typen aus dem Volke, für welche vielfach die Zeichnungen des Hofujai, eines der berühmtesten, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verstorbenen Malers, als Vorlagen gedient haben, geschnitten. Haare, Augenbrauen und Gewandmuster werden schwarz ausgerieben und letztere auch wohl farbig, besonders mit leuchtendem Rot, behandelt. An Anmut stehen diese Figürchen und Gruppen zwar hinter den Meißner Porzellanippes zurück, aber an Lebenswahrheit sind sie ihnen weit überlegen. Es bilden solche Elfenbeinarbeiten den Stolz unserer vornehmsten Japanhandlungen und die begehrenswertesten Gegenstände des europäischen Sammeleifers.

So bietet sich eine Fülle wunderhübscher figurativer Nippes in allen möglichen Materialien dar, aber jenen alten Nippes aus Porzellan, mit dem wunderbaren Schmelz und dem farbigen Duft, und ihren modernen Nachahmungen wird immer der Vorzug bleiben, denn dem Geiste des Boudoirs entsprechen sie in bester Weise: sie wollen keine Werke der hohen Kunst sein, sondern nur gefallen und schalkhaft erinnern an Amor, den lösen Bengel, der unablässig seine Pfeile versendet.

Georg Bus.

Ein deutscher Bildhauer.

Nachdruck verboten.

Der mächtige Zug der Neuzeit, welcher auf allen Gebieten unseres Wissens und Könnens nach der Erkenntnis der reinen Natur der Dinge strebt, hat besonders in der Kunst eine durchgreifende Aenderung hervorgerufen. Die romantische Episode mit ihren exträrdentlichen und falschen Phantasiegebilden hat, wie in der Litteratur, so auch in der Musik, der Baukunst, der Plastik u. s. w. ihr Ende erreicht. Eine neue, jugendfrische Epoche ist angebrochen, welche die Auffassung und Darstellung der Wirklichkeit zum leitenden Grundsatz der schaffenden Kunst erhoben hat. Der erste deutsche Bildhauer, der diese Forderung strenger Naturwahrheit anerkannt und sich zu eigen gemacht hat, ist Reinhold Begas. In allen seinen Werken hat er sein Prinzip, in einem treuen Abbild der Natur kräftiges Leben zum Ausdruck zu bringen, in der farbig-lebendigen Erscheinung des plastischen Kunstwerkes mit der Malerei erfolgreich zu wetteifern, mit großer Konsequenz und Energie durchgeführt.

Reinhold Begas, am 15. Juli 1831 als Sohn des Historien- und Porträtmalers Karl Begas in Berlin geboren, wurde hier unter Ludwig Wichmanns Leitung an der Kunstakademie ausgebildet; später arbeitete er kurze Zeit in der Werkstatt des Meisters Christian Daniel Rauch. Anfangs der fünfziger Jahre trat er mit der Marmorgruppe „Hagar und Ismael“ zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Eine zweite Gruppe, „Amor und Psyche“, fand in weiteren Kreisen Beachtung und ermöglichte ihm die sehnlichst gewünschte Reise nach Rom. Hier gewann der junge Künstler aus dem Verkehr mit den genialen Malern Lenbach, Böcklin und Feuerbach, aus der ernsten und eifrigen Beschäftigung mit den Werken Michel Angelos, nicht minder aus dem Studium der menschlichen Gestalt an einer von Natur graziösen und anmutigen Menschenrasse eine Fülle von Anregungen, technischen Fertigkeiten und naturalistischen Kunstanschauungen, die in seiner noch in Rom modellierten Gruppe „Pan, die verlassene Psyche tröstend“ mit vollendeter Meisterhaft zum Ausdruck kamen. Die Gruppe wurde später in Marmor ausgeführt und fand vor sieben Jahren auf der Berliner Jubiläumsausstellung allseitige, wohl-



Reinhold Begas.

verdiente Bewunderung. Nach Berlin zurückgekehrt, schuf Begas u. a. eine Kolossalgruppe: „Borussia, Handel, Ackerbau und Industrie beschirmend“ für das neue Börjengebäude. Im Jahre 1861 folgte er einem Rufe als Professor der Kunstschule nach Weimar, gab jedoch schon im nächsten Jahre diese Stellung auf, um wieder nach Rom zu gehen, von wo er erst 1866 dauernd nach Berlin zurückkehrte.

In der Konkurrenz um das Berliner Schillerdenkmal hatte

Begas inzwischen den ersten Preis davongetragen. Das im Jahre 1861 enthüllte Denkmal wich in der Charakteristik des Dichters und der vier Sockelfiguren — die lyrische Poesie, das Drama, die Philosophie und die Geschichte — von der bisher üblichen idealisierenden Form so erheblich ab, daß die damaligen Berliner einen ziemlich heftigen Entrüstungsturm erhoben; mit dem zunehmenden Wirklichkeitsinn des Publikums griff indes sehr bald eine ruhigere und gerechtere Beurteilung Platz.

Unter den weiteren zahlreichen Schöpfungen von Begas verdienen noch hervorgehoben zu werden: die in der Berliner Nationalgalerie befindliche formvollendete Marmorgruppe „Merkur, die Psyche entführend“; die prächtige Bronzegruppe „Raub der Sabinerin“; eine Venus, den von einer Biene gestochenen Amor tröstend, und die bezaubernd schöne und lebenswahre Marmorfigur einer im Bade überraschten Frauengestalt. Gleiches Lob verdienen die Porträtbüsten des Künstlers, vornehmlich die Bildnisse Adolf Menzels, Mommsens, Moltkes und Bismarcks.

In jüngster Zeit gelangten noch zwei hervorragende Kunstwerke von Begas zur Ausführung: der genial entworfene „Schloßbrunnen“, das dekorative Prachtstück des Berliner Schloßplatzes, einen von Tritonen umgebenen Neptun darstellend, mit vier allegorischen Frauengestalten, welche die Oder, Elbe, Weser und den Rhein personifizieren, und das Grabdenkmal des Kaisers Friedrich in der Friedenskirche zu Potsdam, dem wohl nur Rauchs Doppelsarkophag im Mausoleum zu Potsdam an die Seite gestellt werden darf — ein aus tiefer Volksempfindung geschöpftes, herrliches Kunstwerk.

Begas steht seit 1876 an der Spitze des an der Berliner Akademie errichteten Meisterateliers für junge Bildhauer, auf deren Mehrzahl er einen entscheidenden Einfluß geübt hat.

Bekanntlich ist derselbe Meister jetzt abermals berufen, der Reichshauptstadt ein großes monumentales Kunstwerk zu schaffen: das Denkmal des ersten deutschen Kaisers, zugleich jener glorreichen Zeit, in welcher Berlin zur Hauptstadt des wiedererstandenen deutschen Reiches erhoben wurde. Das Denkmal soll am 22. März 1897, dem hundertsten Geburtstage Kaiser Wilhelms I., eingeweiht werden.

Gustav Dahms.



Die Kunst am geistlichen Fürstentum. Gemälde von Leon y Escosura.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

Lore.

Ein Frauencharakter von E. Fitz-Blanc.

(Schluß von S. 58.)

Nachdruck verboten.

Lore regt sich nicht. Ihre Gestalt scheint leblos, aber in ihrem Kopf jagen sich die Gedanken. Er liebt sie, er, der geniale, tiefühlende Freund — aber nicht wie bisher in idealer Freundschaft, sondern als Mann das Weib. Warum erschütterte sie der Gedanke? Nur, weil er Ungeahntes enthält oder — weil ihr bisheriges kindliches Empfinden mit einem Schlage den Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe wie ein verwirrendes Mysterium fühlt? Unendliches Mitgefühl überflutet ihr Herz; die Erregung macht sie hellsehend für die seelische Qual des Mannes, dessen höchste Wünsche nach Lebensglück mit der Entfugung ringen.

Lore schweigt — soll sie ihn an sich selbst erinnern? Ihm gestehen, daß sie bis jetzt nur Freundschaft begreife? Seine vornehme, selbstlose Natur erzwingt keine Antwort.

„Lore, sagen Sie mir nicht, daß mein Geständnis Wahnsinn ist,“ flüstert er leise, „ich weiß es, wie ich fühle, daß mein Leben bald auslöschend wird; ich empfinde in unserem grauen Norden täglich, daß ich langsam sterbe. Aber — Lore, meine Heilige, nur einmal vorher muß ich dir sagen, daß ich dich liebe — unsagbar — unaussprechlich! Erst seit ich dich liebe, weiß ich, daß es eine Unsterblichkeit giebt. Meine Seele kann ja gar nicht sterben mit einer Liebe so groß, wie die meine zu dir; sie muß weiterleben mit der Seele, der sie entflammt!“ Freudige Ueberzeugung flammt aus seinen Worten; er ist wie in Verzückung.

Leise, andächtig legt er den Arm um Lore. Sie läßt es willenlos geschehen; eine tiefe Ruhe ist über sie gekommen; es scheint ihr eine göttliche Mission, diesen Märtyrer mit seinem Schicksal zu versöhnen. Sie will ihn beglücken.

„Lore — mein Liebling,“ flüstert er tonlos vor übermächtiger Erregung; mit sanfter Gewalt zieht er sie an sich. Er küßt ihre reine Stirn, andachtsvoll ihre Lippen, und dann drückt er ihren Kopf an seine Brust, lange — lange — sie wagt nicht, sich zu regen.

Als er sie endlich mit einem Seufzer zögernd freigiebt, als verzichte er nach schwerem Kampf auf sein größtes, einziges Glück, sind seine Züge wie verklärt. Selige Freudigkeit liegt darüber, in den durchgeistigten Augen stehen Thränen, sodas sie noch unnatürlicher glänzen, etwas Unirdisches strahlt aus seinem Wesen, als habe er eine Offenbarung gehabt.

„Lore, wie danke ich dir!“ Seine ganze Seele vibriert in den Worten, „du hast mich das Glück gelehrt! Jetzt weiß ich, warum ich gelebt — ich danke meinem Schicksal.“

Sie steht zitternd vor ihm. Der Gedanke an seinen Tod ergreift sie plötzlich mächtiger als je zuvor; ihr ist, als dürfe er nicht sterben, und endlich findet sie Worte.

„Harry — Sie dürfen, Sie dürfen nicht sterben!“ ruft sie außer sich, und als wolle sie ihn überreden, „Sie sind ja noch so jung.“

Er lächelt wehmützig und streicht lieblosend über ihr weiches Haar. „Armes Kind,“ sagt er schmerzlich, „mache ich dir Kummer? Aber du wirst ihn vergessen. Du bist jung, aber — nicht ich; Leiden altert schnell.“

Sie wirft sich in einen Sessel, schlägt beide Hände vors Gesicht und schluchzt, als müsse ihr das Herz brechen.

Der junge Mann steht in stummem Kampf vor ihr; er möchte sie an sich ziehen, sie trösten, lieblosen — er beherrscht sich gewaltsam. Leise beugt er sich über sie und berührt mit scheuem Kuß flüchtig ihr Haar. „Weine nicht, kleine Lore,“ flüstert er zärtlich — „Gott segne dich!“ Unhörbar faßt gleitet das Abschiedswort von seinen Lippen.

Als sie endlich aufsteht, ist sie allein. Mit thränenseuchten Augen starrt sie vor sich hin. Ein trostloses Gefühl des Verlassenseins überkommt sie, in welches die Tanzmusik grell hinein klingt. Thüren werden hastig geöffnet und geschlossen, überall Bewegung, Stimmengewirr, Gläserklingen — der Rotillon muß zu Ende sein.

Eine jähe Angst überfällt Lore. Nur jetzt keinem Menschen begegnen und Banalitäten reden müssen! Sie ist außer sich, sie hat jeden inneren Halt verloren. Heimlich stiehlt sie sich in die Garderobe, schützt Kopfweh vor und rettet sich nach Hause.

Glückliche Tage später hörte sie von den Töchtern des gastlichen Hauses, daß sich das Befinden ihres armen Bruders seit der Nacht nach dem Ball plötzlich verschlechterte; die Aerzte hätten ihn voll Besorgnis sofort in Begleitung der Mutter nach Südtirol geschickt.

Im Frühling erhielt sie die Todesanzeige von Harry

Jarda, zugleich mit ihrem von ihm selbst gemalten Lieblingsbild, der kleinen Landschaft von Capri. Anbei lag ein Zettel, und darauf standen in seiner feinen, vornehmen Handschrift die Worte Flauberts: „Nous sommes tous dans un désert; personne ne comprend personne!“ Geliebte Lore, daß ich diese schmerzvollste Lage der gequälten Menschheit nicht verstehe, das danke ich Ihnen und Ihrer beseligenden Freundschaft. Ich weiß, daß ich Sie nicht wiedersehe, aber an Sie denken ist mein Glück.“

Kopfschüttelnd las Lore die Worte Flauberts wieder, und wieder; sie war zu jung und erfahrungslos, um bis in die Tiefe des Sinnes einzudringen.

Jahre vergingen. Lore reiste zu einem schönen, interessanten Weibe heran, das für „unangenehm“ unnahbar galt; sie war auf dem Wege, eine tüchtige Malerin zu werden.

Ein naßkalter Vorfrühlingsnachmittag. Lore lehnte mit müßig verschlungenen Händen im Schaukelstuhl in ihrem Zimmer. Ihr gegenüber saß, ein Wein über das andere geschlagen, der gefeierte Premierlieutenant Gernsheim und suchte sie mit Schmeicheleien zu einer Kasino-Aufführung zu überreden, die sie im lebenden Bild als Brunhild verherlichen sollte. Lore wollte nicht. Warum? Sie hatte keine Gründe oder

Sein suchender Blick überfliegt den eigenartigen Raum, der in jedem Zuge eine charakteristische Erweiterung von Lore's Persönlichkeit bietet. Der große Rußbaumschreibtisch ohne Nippes und sonstigen Tand sieht aus, wie ein ernster Freund und Berater. Nur die nötigste, aber elegante Schreibgaritur, ein auffallend großes Tintenfaß mit uneingetrocknetem Schwarz beanspruchen ihren Platz — da fällt dem neugierigen Offizier eine kleine, lachende, italienische Landschaft auf, die mitten darin steht, als gehöre sie hinein. Und darüber hängt, wie eine Caprice, ein lässig nachgeahmter, blühender Fliederzweig, in dessen Dolben sich ein sammetner Totenkopf-Schmetterling wiegt.

„Aber, gnädiges Fräulein — das ist ja zu nett arrangiert,“ näselte er beifällig und tritt näher heran, „wirklich chio! Flieder — Landschaft — und woher haben Sie denn diesen melancholischen Schmetterling?“

Lore runzelt ärgerlich die Brauen und murmelt etwas von „schamloser Neugier“; laut wirft sie nachlässig hin: „Ich weiß es nicht mehr.“

„So,“ nickt er befriedigt — es ist ihm nebenbei herzlich gleichgültig — „aber sagen Sie mal — ist das nicht eine kleine Kopie Ihres Gemäldes, das in der letzten Ausstellung die ehrenvolle Erwähnung erhielt?“

Lore muß unwillkürlich lächeln. Es scheint ihr so komisch, diesen Mann von Kunst sprechen zu hören; daß er jenes Bildchen wiedererkannte, ist der größte Beweis seines persönlichen Interesses, den er ihr je gegeben.

„Nein, das erwähnte Gemälde ist die vergrößerte Kopie des kleinen, das Sie vor sich haben — das Geschenk eines Freundes,“ erwidert sie unwillkürlich liebenswürdiger.

„Ah so — ich verstehe,“ nickt er dankend, „darf ich fragen, was es vorstellt?“

„Eine Landschaft auf Capri,“ berichtet Lore im trockenen Katalogston. Aber wider Erwarten befriedigt die knappe Auskunft ihren Besucher nicht.

Halb aus Wunsch, das Gespräch zu verlängern, halb aus wirklichem Interesse an dem kleinen, reizvollen Bild bleibt er betrachtend davor stehen. „Es ist zu nett,“ sagt er endlich und ärgert Lore von neuem mit der phrasenhaften, geistlosen Anerkennung. Sie begreift nicht, daß sich Menschen am flachen, nichtsagenden Ausdruck genügen lassen.

„Nett?“ wiederholt sie spöttisch, „es ist nach einstimmigem Urteil ein Meisterwerk!“ Um es ihm verständlich zu machen, erhebt sie sich lebhaft und nimmt das kleine Bild in die Hand: „Sehen Sie, wie trefflich und harmonisch in den Farben, trotz der fast grellen Töne jener überschwenglichen Natur! Hier — sie weist mit dem Finger, die hohe Gestalt des Offiziers beugt sich zu der zierlichen Lehrmeisterin herab — „hier das leicht bewegte, blaue Meer — die heiße, staubige Landstraße — die sonnenhelle Mauer mit den blühenden roten Rosen, die sich von innen neugierig herüberneigen wie übermüdete, junge Gesichter. Und hier das meisterhaft gearbeitete, geschlossene Gitterpförtchen in der Mauer, durch dessen Eisenstäbe man verlockend das grüne Paradies andeuten sieht, dem die wilden Rosen entspringen — möchte man nicht glühend gern das Gitter aufstoßen und hinein, hinein in die lockende Wildnis?“ Sie sieht mit großen, erwartungsvollen Augen zu ihm auf.

„Das Pförtchen aufstoßen?“ fragt er höflich, „ja — aber was ist dahinter?“ Aus der Frage spricht der gewissenhafte Zufanterist, dem Terrainstudien Beruf sind. Nur kein Auszug ohne Generalstabkarte!

Lore sieht ihn verständnislos an. Mein Gott, fühlt denn der Mann nicht, daß hinter dem geschlossenen Gitter etwas Zauberhaftes liegen muß? Wenn es nichts Begehrntwertes bürge, warum sonst wäre es so fest vor der Landstraße der gemeinen Alltäglichkeit verschlossen? Warum sonst winkten so lockend die roten Rosen — diese Duftfäden?

„Was dahinter ist?“ wiederholt sie kopfschüttelnd. „Ja.“ Er kann sich ihr Staunen nicht erklären. „Was verschließt die Mauer — vielleicht den Garten des Paradieses?“

Der gute Einfall gefälscht Lore. „Nein,“ sagt sie, ernsthaft auf seine Idee eingehend, „ich glaube eher — die Vergangenheit!“ Das Pförtchen ist zu — man kann nie mehr hinein, nur die Erinnerung sieht über die Mauer!

„Sie meinen die Rosen,“ sagt er mit plötzlichem Verständnis. Lore's eigenartiges Wesen vertieft ihn momentan; er geht, so gut er kann, auf ihre Gedanken ein. „Ja, wenn die Vergangenheit hinter dem Gitter liegt, warum wollen Sie es aufstoßen? Sie haben doch nur einen kleinen Teil Ihres



Erstes Bewußtsein. Gemälde von A. Pisch.

Photographieverlag von Viktor Angerer in Wien.

gab sich nicht die Mühe, sie zu erklären; der vermählte Salonheld machte ihr keinen Eindruck. Er war ihr noch ebenso gleichgültig wie früher, trotzdem Zeit, Gewohnheit und gleiche gesellschaftliche Beziehungen eine Art oberflächlicher Vertraulichkeit zwischen ihnen entwickelt hatten.

„Aber gnädiges Fräulein, können Sie wirklich so grausam sein und uns allen den Abend durch Ihr Richterscheit verberben?“ bat er endlich pathetisch und versuchte einen schwärmerischen Augenausschlag, den Lore aber nicht zu würdigen verstand.

Sie schaukelte nervös auf und nieder. „Quälen Sie mich doch nicht, ich habe keine Lust,“ sagte sie mit ärgerlicher Kopfbewegung rücksichtslos.

Der schlanke Premier kniff die Augen zu. „Keine Lust?“ wiederholte er ungläubig; das klang fatal, beinahe beleidigend. „Schade — schade, gnädiges Fräulein,“ damit ergab er sich, wie stets, in die Launen der kalten Schönen. Er ist daran gewöhnt, denn er huldigt ihr bereits zwei Jahre mit derselben Erfolglosigkeit.

Unschlüssig, ob er bleiben oder sich empfehlen soll, da seine Mission als endgiltig gescheitert zu betrachten, erhebt er sich langsam. Lore macht keinen Versuch, ihn zu halten — da muß er sich selbst helfen, und er wäre nicht der anerkannt gewandte Weltmann, wenn es ihm schwer fiel.

glücklichen Lebens hinter sich — das Schönste liegt noch vor Ihnen!

„Meinen Sie?“ fragt sie mit überlegenem Zweifel; ihre Augen haften ernst an dem Bilde. „Hinter dem Gitter liegt das Grab meines einzigen Freundes!“

Er schwankt zwischen Allegorie und Wahrheit. „In Wirklichkeit? Ist's ein Kirchhof?“ forschet er zögernd teilnehmend.

Sie richtet sich energisch auf und streicht mit der Hand das Haar aus der Stirn. „O, welche Konfusion!“ ruft sie nervös lachend, „nein, in Wirklichkeit soll es ein ganz verwilderter Garten sein mit einer Verschwendung von Rosen, Flieder, Nachtigallen und glühenden Eidechsen.“

Er schüttelt verständnislos den Kopf; seine normale Natur ist dem steten Wechsel, den Springen der ihren nicht gewachsen. „Warum sagen Sie Ihr einziger Freund?“ Damit giebt er dem Gespräch eine persönliche Wendung. „Sie — gerade Sie haben doch so viele.“ Es soll vorwurfsvoll klingen.

„Freunde,“ meint sie achselzuckend, „was man so nennt! Man spricht und lacht zusammen und — ist einander entbehrlich, denn im Grunde versteht keiner den andern.“

Er sieht sehr mißbilligend drein. „Verstehe ich Sie etwa nicht, gnädiges Fräulein?“ ruft er, diesmal wirklich gekränkt.

„Sie — mich?“ Lore begreift gar nicht, wie er zu der Annahme kommen kann; sie ist ordentlich beleidigt.

„Natürlich, ich — Sie,“ bestätigt er mit Nachdruck erregt, „warum soll ich Sie nicht verstehen? Ihr einziger Freund — (grollend) wie verlassen das klingt!“

„Ist es auch!“ giebt sie ruhig zu, „sehen Sie, solange man gemüthlich unten im Tale bleibt, ist man mit vielen, vielen Menschen zusammen; aber je mehr man nach oben auf die Höhen strebt und steigt, desto einsamer wird es.“

„So bleiben Sie unten!“ erwidert er sich gutmüthig, „was entbehren Sie? Das Streben entfremdet Sie nur Ihren Mitmenschen. Ich weiß ja, wie es bei uns Militär ist; wir Kameraden mögen alle die sogenannten Streber nicht leiden, die stehen meist allein. Warum streben Sie überhaupt als Dame?“

Sie amüsiert sich über seinen gutgemeinten Eifer. „Ich strebe, weil ich suche,“ erwidert sie oratelhaft.

„Und was suchen Sie denn?“ fährt er sie ärgerlich an. „Sie sind eine der beneidenswertesten jungen Damen! Begabt, geistreich — verwöhnt von Schicksal und Menschen, was — sagen Sie mir nur, was fehlt Ihnen?“ Und er schlägt in der Verwunderung beide Hände zusammen.

„Was? Sehr einfach — die Befriedigung!“ gesteht sie gelassen.

„Die Befriedigung?“ staunt er. „Mein gnädiges Fräulein,“ fährt er überlegen fort, „ich werde Ihnen etwas sagen, aber — Sie dürfen mir nicht böse sein — Sie sind einfach blaßiert! Unverfälschte Bläßiertheit spricht aus Ihnen, das ist mir soeben klar geworden. Dagegen giebt's nur ein Mittel — ich weiß es aus Erfahrung — amüsieren Sie sich tüchtig! Kommen Sie auf das Kasinofest — tanzen Sie flott — lassen Sie sich von uns anschwärmen und als lebendes, schönes Bild bewundern, da vergehen die Grillen! Wollen Sie?“ Er hält ihr treuherrlich die Hand hin, sie legt die ihre zögernd hinein; Lore nimmt den Vorschlag für das, was er ist — gutgemeint.

Gernheim strahlt vor Freude, daß er seinen Willen vielleicht doch noch durchsetzt; welcher Triumph vor den Kameraden! „Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist brav,“ lobt er gerührt wohlwollend und schnallt seinen Säbel um; Lore lächelt nachsichtig und sieht ihm mechanisch zu.

Er spricht noch dies und jenes von hoffentlichem Wiedersehen bei A. und B., stöhnt pro forma über die vielen Välle, Theaterproben, Aufführungen, ohne die er sich sein Leben jedoch nicht denken könnte — dann bückt er sich nach seinem Helm, der auf niedrigem Taburet liegt, und empfindet sich händeschüttelnd, lächelnd, mit Sporengelirr und tadelloser Verbeugung.

Sein Schritt verhallt im Korridor — der Diener öffnet und schließt die Ausgangsthür, dann wird es still, ganz still — die lautlose Ruhe der Dämmerung! Wie mit weichen, grauen Schleiern deckt sie die Erde, dämpft das Tageslicht und schlafert Leben und Bewegung ein.

Lore ist allein. Sie hat sich wieder in den Schaukelstuhl geschmiegt, und ihre Augen hängen an den mattleuchtenden Fenstern, an denen der ersterbende Tag langsam, müde vorüberzieht. In den Ecken des Zimmers liegt die Finsternis nachtschwarz im Hinterhalt; sie kriecht weiter und weiter vor und nimmt einen Gegenstand nach dem andern ein wie ein unerfährlicher Eroberer.

Lore haßt das Finstere, Düstere, aber jetzt fühlt sie es nicht; ihre Gedanken ziehen in bunten Gestalten an ihr vorüber, und sie folgt ihnen — mechanisch, als habe sie keinen Teil daran — mit der oberflächlichen Neugier eines Kindes, das ein fremdes Bilderbuch betrachtet. Ereignisse, Bekannte, Verwandte ziehen vorbei — sie empfindet nichts; sie beobachtet und vergleicht. Die große Apathie der Gleichgültigkeit lastet auf ihrem Fühlen. Warum sind ihr alle Menschen entbehrlich? Wer steht ihrer Seele so nahe, daß sie in Gedanken Zwiesgespräche mit ihm hielte? Keiner. Sie sind alle zu normal oder zu wohlgezogen, um selbständig zu denken, um ihren Horizont über den gegebenen Gesellschaftskreis zu erweitern. Es ist so bequem — Vorurteile statt eigenen Urteils, Vorrechte, die sie für Verdienste halten und auf die sie ihren Stolz gründen! So bewegen sie sich behaglich in den ausgefahrenen Geleisen, in der Tretmühle von Alltäglichkeit und Gewohnheit und lassen sich von den Tagen weiter tragen.

Ein stagnierendes Leben! Lore meint manchmal darin ersticken zu müssen; ihre Forellennatur braucht frisches, lebendiges, rasch fließendes Gewässer mit Hindernissen, um ihre Kräfte regend zu genießen. Aber wer versteht sie? Niemand. Jammervolles Martyrium großer, reicher Frauenaturen, ihre Schätze in Monotonie, unter Vorurteilen oder Gedankenlosigkeit langsam absterben zu fühlen! Die entprechende Gelegenheit allein verhilft reichen Anlagen zur höchsten Blüte — nicht alle Frauen sind Stubenpflanzen. Lore strebt mit all ihren geistigen Kräften nach außen — ihr „sorgloses“ Privatleben hat keine Verwendung dafür. So entwickelt sich ihr starker, lebhafter Geist statt thätig nach außen, grübelnd nach innen. Sie leidet darunter. Die stumme Malerei genügt ihr nicht, stummee Genießen erstickt sie — sie ist eine mittelstame Natur. Sie will reden, sagen, was sie denkt und verstanden werden.

Arme Lore! Die meisten Menschen sind wie vielgebrauchte Klaviere; in den Mittellagen wohl klingen die Töne gut, aber greift man zu hoch, zu tief, da verlagen die Saiten, oder sie

klingen falsch und unharmonisch. Lore's feines, seelisches Empfinden zittert vor dem Mißton solches Vergreifens; ah — personne ne comprend personne, nous sommes tous dans un désert. Flauberts Worte sind ihr zum verhängnisvollen Bernächtnis geworden! Erfahrung und Ueberzeugung brennen sie immer tiefer in ihr Herz hinein.

Sie greift zurück in ihre Erinnerungen — die meisten kommen ihr fade, nichtsagend vor, wie welke Blumen, die Duft und Farbe mit ihrer Frische verloren haben. Wo sind sie, jene Immortellen, deren Pracht unvergänglich leuchtet? Sie, die das Erinnern durch ungefüllte Sehnsucht bis zur Unsterblichkeit befeelt?

Was ist überhaupt wert, nicht vergessen zu werden?

Vor Lore's Seele erhebt sich eine schlanke, schmächtige Jünglingsgestalt mit schmalen, durchgeistigtem Gesicht und seelenvollen Augen: Harry — ihr liebster Freund und ihre schmerzlichste Erinnerung. Lore steht auf und tritt ans Fenster. Harry — ihre Gedanken flüchten zu ihm, wenn sie sich einsam und unverstanden fühlt.

Warum mußte er so früh sterben? Damals — da begriff sie nicht, was sie verlor. Sie trauerte, wenn sie an ihn dachte, um seine Person, aber Zerstreuungen und Amüsements ließen ihr wenig Zeit dazu. Sie war zu jung, um die Größe seines Verlustes zu erfassen. Je älter sie wurde, je selbständiger sich ihre Individualität entwickelte und von ihren Mitmenschen abwich, desto häufiger suchten ihre Gedanken den verlorenen Freund. Die Lücke, die sein Scheiden gelassen, erweiterte sich in dem Maße, wie ihr seine Unersehlbarkeit klar wurde, die Zeit riß die Wunde auf, statt sie zu schließen.

Ja, Harry und sie — sie waren einander für das Leben bestimmt, ihre Seelen hätten den mächtigen Accord beglickenden, gegenseitigen Verständnisses ausgetönt — nun war der eine so früh schon von der Welt geschieden.

Mit der Hand auf den Fensterriegel gestützt, den Kopf darauf gelegt, starrte Lore hinaus in den Abend. Es war ganz finster auf der Erde, nur der Himmel tiefblau und klar; die kahlen Bäume, welche regungslos standen und schüchtern auf den Frühling warteten, zeichneten ihr schwarzes Geäst wie dunkles Geäder hinein — der Abendstern flimmerte hindurch.

Und Lore sah hinein in die keusche Heiligkeit des windstillen, sternhellen Abends! Eine kleine, bescheidene Abendglocke schickte ihre schlichten Töne wie gute Worte übers Land; unsichtbar, aber fühlbar schwebten sie durch die herbe, würzige Luft und weckten Empfindungen. Eine große, unzufällige Sehnsucht spannte weit ihre Schwingen aus, als wollte sie die Menschenseele mit sich ziehen. Wohin?

Unten auf der feuchten Straße huschte der geschäftige Laternenanzünder hin und her, die Pferdebahn hastete klingelnd vorüber, und ihre roten Lichter verklärten auf kurzen Augenblick die Wegspüßen, Arbeiter kamen johlend vom Tagewerk — überall Unruhe, Lärm und Bewegung.

Nur die alten Bäume standen still, die Sterne schauten mit glänzenden Augen durchs Geäst, und lautlos glitt der noch junge, blasse Mond seine hohe Bahn in vorgezeichnetem Einsamkeit.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Aus hohen Kreisen. Am 25. Januar, dem 35. Hochzeitstage der Kaiserin Friedrich, fand in Berlin die Vermählung der Prinzessin Margarete von Preußen mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen statt. (Porträts und Biographien des neuvermählten kaiserlichen Paares s. Jahrg. 1892, S. 294.) — In Sigmaringen fand am 10. Januar die Vermählung der Prinzessin Marie von Edinburgh mit dem rumänischen Thronfolger Prinzen Ferdinand statt.

— h. Die Unterrichtsanstalt des königlichen Gewerbe-Museums zu Berlin ist dazu bestimmt, die verschiedenartigen männlichen und weiblichen Kräfte auszubilden, die im Kunsthandwerk, in der Kunstindustrie oder in der dekorativen Kunst ihren Wirkungskreis suchen. Der Unterricht zerfällt in die zwei unabhängigen Abteilungen der Tages- und der Abendhule; erstere ist dem Fachunterricht gewidmet. Jede Schülerin wird einer bestimmten Fachklasse zugewiesen und hier ihren Fähigkeiten gemäß ausgebildet; zugelassen werden nur Schülerinnen, die schon eine künstlerische Vorbildung besitzen (als Vorbereitungsanstalt dient die königl. Kunstschule, Berlin C. Klosterstr. 75). Die Lehrzeit der Fachklassen ist durchschnittlich auf drei Jahre festgesetzt. Gegenwärtig bestehen solche Klassen für: Architektonisches Zeichnen, Modellieren, Esellieren, Dekorative Malerei, Schmelzmalerei, Figurenzeichnen und Malen, Musterzeichnen, Kupferstich und Radierung und Kunststickerei. Das Schriftzeichnen (Inskriptionen für monumentale Zwecke und Ladenhülser, Diplome, Karten, verzierte Initialen u. s. w.) kann auch als Fachstudium betrieben werden. Unter den Besuchern der Tageschule werden Volkshüter und Hospitanten unterrichtet. Der Unterricht in der Abendhule ist mehr allgemeiner oder theoretischer Art und erstreckt sich vorzugsweise auf die Lehrzweige, welche allen kunstgewerblichen Beschäftigungen Förderung gewähren; der Kursus ist hier auf ein Jahr berechnet. — In jedem Schuljahr werden in den Fachklassen Wettarbeiten veranstaltet, die zur Prämierung kommen. Die Schülerarbeiten gelangen gelegentlich zur Ausstellung. — Das Schuljahr beginnt Anfang Oktober und schließt Ende Juni; während des Schuljahres sind Ausnahmen nur ausnahmsweise zulässig. Das Schulgeld wird halbjährlich im Voraus entrichtet und beträgt im ersten Schuljahr 72 Mark für das Wintersemester und 36 Mark für das Sommerquartal, im zweiten Jahre nur 60 und im dritten 30 Mark; für Hospitanten der einzelnen Klassen 18—30 Mark. Mittellose Schülerinnen, die sich durch Fleiß und Begabung auszeichnen, können freistellen, Jahresstipendien bis zu 800 Mark erhalten, entweder durch die königl. Staatsregierung (nur preussische Unterthanen) oder durch die Kronprinz Friedrich Wilhelm-Stiftung oder die Dr. Otto Markwald-Stiftung. Gesuche sind Herrn Prof. Ewald, Direktor der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin, schriftlich einzureichen. Die Eingabe muß enthalten: Vor- und Zunamen, Ort und Tag der Geburt, Beschäftigung, Stand oder Beruf und Wohnort des Vaters, Darlegung der Vermögens- und Familienverhältnisse u. s. w. Die dazu erforderlichen Formulare werden in der Kanzlei des Museums ausgegeben. Anmeldungen neuer Schülerinnen sind an die Unterrichtsanstalt des königl. Kunstgewerbe-Museums, Berlin SW., Prinz Albrechtstr., zu richten.

— Die junge Gräfin Linden, welche im vorigen Jahre auf Grund der bestandenen Reiseprüfung zum naturwissenschaftlichen Studium in Heidelberg zugelassen wurde, studiert jetzt in Tübingen, wo sie die gleiche Vergünstigung der Immatrikulation erhalten hat. — In Wien wurde ein Denkmal der bekannten Weltreisenden

Iba Pfeiffer, geb. Meyer (1797—1858) unter Beteiligung von Deputationen sämtlicher Wiener Frauenvereine am 5. November v. J. feierlich enthüllt.

— Der Kreis der Frauenthätigkeit dehnt sich auch in Rußland immer mehr aus. So ist vor kurzem in einigen Städten Rußlands der Gedanke rege geworden, die Einrichtung weiblicher Expresboten, ähnlich den Dienstmannsinstituten, zu treffen. Voran schreitet hierin, wie schon so oft, die Stadt Warschau, wo eine Untermermerin, Frau Wanda Kojatowska, ein derartiges Institut weiblicher Expresboten begründet hat. Auf allen Plätzen und an den belebtesten Straßenecken werden also künftighin außer den bisherigen Dienstmannern auch noch weibliche „Expreser“ gleich jenen mit Blechschild und Nummer versehen, zur Verfügung des botenbedürftigen Publikums stehen. Die Einstellung von Frauen im Telegraphendienst hat Rußland mit vielen anderen europäischen Staaten gemein, dagegen darf die in größerem Umfange ausgeübte Zulassung der Frauen zum Eisenbahndienst — und zwar nicht nur als Wärterinnen — als eine besondere russische Einrichtung bezeichnet werden.

— 1. Frauen-Universitäten in England. Im Jahre 1848 erhielt Prof. Maurice einen königlichen Freibrief zur Gründung von Queen's College in London, und das Jahr darauf wurde Bedford College eröffnet, die beiden ersten Anstalten, in denen für Frauen sog. advanced lectures gehalten wurden. 1867 wurde das North of England Council gegründet, welches es sich zur Aufgabe stellte, in den bedeutendsten englischen Städten derartige Vorlesungen für Frauen zu besorgen, die von Universitätsprofessoren gehalten wurden. In dem nämlichen Jahre ließ die Hochschule zu Cambridge zuerst Mädchen zu den „Lokal“-Prüfungen, 1868 auch zu höheren zu, denen sich solche unterziehen durften, die das 18. Lebensjahr bereits überschritten hatten. Zugleich wurde in Hitchin eine Hochschule für Mädchen gegründet, an welcher Professoren aus London und Cambridge lasen. Dies war der Anfang des Frauen-Universitätslebens in England, denn das Jahr darauf bildete sich in Cambridge ein Universitätsauschuß ausschließlich für Frauen, und der Zubrang aus ganz Großbritannien war so groß, daß Prof. Sidgwick ein besonderes Haus für Studentinnen eröffnete und unter die Leitung von Miss J. A. Clough stellte, welche von jeher thätig für die höhere Erziehung des weiblichen Geschlechtes eingetreten war. So entstand Newnham College, und um dieselbe Zeit wurde die Hochschule von Hitchin nach Girton bei Cambridge verlegt und Girton College genannt. Erster Anstalt, deren Rektor noch immer Miss Clough ist, wurde bald zu klein und 1880 durch den Bau von Sidgwick Hall erweitert, der unter der Leitung Miss Helen Gladstones steht, der Tochter des gegenwärtigen englischen Ministerpräsidenten. 1888 kam als drittes Gebäude Clough Hall hinzu. Alle Studentinnen müssen im College wohnen, außer wenn sie im Hause ihrer Eltern bleiben oder über 30 Jahre sind. Im Jahre 1881 gestattete der Senat der Universität Cambridge die Zulassung der Frauen zu den Ehren-(trips)Prüfungen. Sie wohnen denselben Vorlesungen bei und arbeiten genau unter den nämlichen Bedingungen wie die Männer; während diese aber einen Grad erhalten und vor ihren Namen die Buchstaben B. A. (Baccalauréus Artium) schreiben dürfen, müssen sich die Mädchen mit einem Diplom ohne Titel begnügen.

— 1. Die „society leaders“ in San Francisco, b. h. die „tonangebenden Damen“ in der dortigen Gesellschaft, sind Miss Lizzie Coit, Mitglied der Feuerwehr, der sie schon als junges Mädchen angehörte und bei deren Übungen und Alarmierungen sie niemals fehlt; ferner Miss Mary Williams, eine geschickte Möbelschleiferin, die ihr Haus mit selbstgefertigten Möbeln aus kalifornischen Hölzern schmückt; Miss Carrie Wheeler, die eine der besten Sammlungen von Koleopteren (Hartflüglern) von wissenschaftlichem Werte besitzt; Miss Isabel und Miss Agnes Lowry, Graduierte der wundärztlichen Schulen von Edinburgh, Paris und Wien, für ihre Kenntnisse und Leistungen durch mehrfache Medaillen ausgezeichnet; Miss Eleanor de Houghton, eine vorzügliche Goldschmiedin, und Miss Swynney, welche acht neuere Sprachen spricht und auch des Sanskrit, des Griechischen und Lateinischen kundig ist.

— Totenschau. In München starb die feinsinnige Dichterin Frau Franziska Rheinberger, geb. Jägerhuber, Gattin des Münchener Hofkapellmeisters Prof. J. Rheinberger.

Frühjahrs-Sträpentoiletten.

(Hierzu die Abbild. S. 73.)

Höchst fleidam und chic ist der in Fig. 1 dargestellte, für ältere Damen geeignete Umhang, der, wenn an den hoffentlich nicht allzufernen schönen Frühlingstagen die warmen winterlichen Hüllen lästig werden, einen hübschen und praktischen Uebergang zu den leichteren Sommermänteln bilden wird. Der Umhang aus hellbraunem Tuch und gleichfarbigem, dunklerem Sammet gefertigt, besteht aus einer kurzen anschließenden, vorn mit Halschluß versehenen Weste, die (siehe auch nebenstehende Rückansicht) durch einen weiten, faltigen, mit einer Passe verbundenen Pelertnentel gedeckt wird; letzterer ist am unteren Rande nach innen umgelegt und der Weste, wie ersichtlich, gegengehängt. Die Garnitur des Umhanges bildet in der Weise der Abb. ange-



brachte schwarze Guipurespitze. Das für junge Damen bestimmte Sträpentoilette Fig. 2 aus modischerem Tuch besteht aus Rock und Pelertine, zu dem jede beliebige, je nach der Jahreszeit aus leichtem oder schwerem Stoff zu fertigende Bluse getragen werden kann. Der unten ziemlich weit in Glockenform geschnittene Rock ist bis zur halben Höhe mit Koffhaareinlage, sowie in ganzer Länge mit Taffettfutter unterlegt. Die Pelertine wird durch einen in doppelter Stofflage gefertigten, mit Koffhaareinlage versehenen, faltig auspringenden Kragen, sowie durch einen mit einer Stauffrause überdeckten Stehkragen begrenzt, die vorn unter einer Schleife von modischem Reppband geschlossen wird. (Bezugquelle der Modelle: Berlin, Hermann Gerjon.)

Unsere modernen Salontänze.

Skizzen vom königl. Tänzer Paul Mirich,
mit Text von Alfred Holzbock.

Nachdruck verboten.

III. Der Tschardas.

Es giebt wohl keinen Tanz, in dem sich die Eigenart eines Volkes so charakteristisch ausdrückt, wie im Tschardas. Alle jene Eigenschaften, welche dem Ungarn eigentümlich sein sollen, tiefe Schwermut und wilde Fröhlichkeit, chevalereske Liebeshüchlichkeit und temperamentvolle Ausgelassenheit scheinen durch den Tschardas zum Ausdruck zu gelangen. Keine Nation hat einen Tanz aufzuweisen, welcher ein so nationales Gepräge trägt, kein Tanz kann sich einer so durchaus nationalen Musik rühmen wie der Tanz der Ungarn. Der Tschardas ist entstanden, man weiß nicht wie und wann, er lebt fest in der Seele des Volkes und wird geliebt und getanzt vom hungrigen Zigeuner auf der öden Puszta, wie vom stolzen ungarischen Magnaten im glänzenden Schlosse. Ungarns nationalster Tanz ist nicht in Regeln eingeeignet worden, er kennt keine Tanzfiguren, er ist ein unregelmäßiges Hin und Her, bei dem Tänzer und Tänzerinnen sich anscheinend nur von ihren augenblicklichen Empfindungen leiten und bewegen lassen. Die moderne, theoretische Tanzkunst war bemüht, den wilden Tanz zu zähmen, ihm Salontänze beizubringen. Der hier beschriebene Tschardas ist von den als Tanzlehrer wirkenden königl. Tänzern Paul Mirich und B. Zorn eingerichtet; er ist vornehm und temperamentvoll gehalten und seiner nationalen Eigenart nicht beraubt.



1.



2.



3.



4. (Seitenansicht.)



4. (Vorderansicht.)

Die im Tschardas enthaltenen pas sind Polkaschritt, pas battu latéral, auch coup de talon genannt, und échappé. Beim pas battu latéral wird zuerst ein Fuß seitwärts gehoben, gleichzeitig schnellen die Fußspitzen sprunghaft empor und werden fast gleichzeitig die Hacken zusammengeschlagen; nachher wird der zuerst gehobene Fuß seitwärts gesetzt und der andere zu diesem herangezogen. Das échappé besteht gewöhnlich darin, daß beide Füße aus einer geschlossenen in eine offene Position gestellt werden, d. h. man bringt die geschlossenen Füße mit einem leichten Sprung seitwärts auseinander, und zwar so, daß die Fußspitzen sich gegenüber und die Hacken nach auswärts stehen; beide Füße, welche an den Knien zusammenstoßen und ungefähr die Form eines X haben, werden alsdann durch einen zweiten Sprung in die ursprüngliche geschlossene Position gebracht. Beim Beginn des Tschardas stehen die Paare sich gegenüber, und zwar so, daß die Dame die Hände an die Hüften legt und der Herr die Arme verschränkt an der Brust hält (Fig. 1). Die Dame führt einen Polkaschritt nach rechts aus und gleichzeitig der Herr einen solchen nach links; am Schlusse dieses pas müssen Dame und Herr sich mit seitwärts gerichtetem Haupte ansehen und mit den Schultern (Dame mit der linken und Herr mit der rechten Schulter) aneinandergrenzen. Die Dame setzt nunmehr den Hacken des linken Fußes so vor, daß der letztere auswärts gerichtet ist, wendet nachher den Fuß so herum, daß dieser, möglichst einwärts gehalten, von der Hacke auf die Fußspitze zu stehen kommt. Das gleiche führt der Herr mit dem rechten Fuß aus (Fig. 2). Dame und Herr tanzen einen Polkaschritt in entgegengesetzter Richtung und führen nunmehr mit dem anderen Fuße, d. h. die Dame mit dem rechten und der Herr mit dem linken Fuße, den vorher beschriebenen Hacken- und Spigen-pas aus, und zwar so, daß die Dame jetzt mit der rechten Schulter an die linke des Herrn zu stehen kommt. Der Herr legt nunmehr den rechten Arm um die Taille seiner Dame, während diese den linken Arm auf die rechte Schulter ihres Herrn legt; beide legen die freien Arme fest an die eigenen Hüften. In dieser Aufstellung werden zwei pas battu latéral ausgeführt (Fig. 3) — von der Dame mit dem rechten, von dem Herrn mit dem linken Fuß. Bemerkte sei, daß anstelle dieser für den Laien sehr schwierigen pas auch zwei gewöhnliche Mazurkaschritte genommen werden können. Nach diesen beiden pas lösen Dame und Herr ihre Arme von den Hüften, reichen sich die Hände und tanzen mit einem Polkaschritt eine halbe Tour herum; am Schlusse des Polkaschrittes müssen Dame und Herr zunächst vis-à-vis stehen (Fig. 4, Seitenansicht) und mit zuerst festgeschlossenen Füßen das am Anfang beschriebene échappé ausführen; während des letzteren müssen die Paare die rechte Hand an den Hinterkopf, die linke in die Hüfte setzen und die Blicke nach unten richten (Fig. 4, Vorderansicht). Der Herr steht jetzt an der Stelle, an der bei Beginn des Tanzes die Dame stand, und diese an der Stelle des Herrn. Die vorher beschriebenen pas werden nunmehr in dieser Stellung in entgegengesetzter Richtung ausgeführt; der Tschardas ist alsdann beendet. — Erwähnt sei, daß zur Einübung dieses Tanzes die faustförmige Pulcinella wegen ihrer günstigen Takteinteilung ganz besonders geeignet erscheint.

Die Pas.

Die im Tschardas enthaltenen pas sind Polkaschritt, pas battu latéral, auch coup de talon genannt, und échappé. Beim pas battu latéral wird zuerst ein Fuß seitwärts gehoben, gleichzeitig schnellen die Fußspitzen sprunghaft empor und werden fast gleichzeitig die Hacken zusammengeschlagen; nachher wird der zuerst gehobene Fuß seitwärts gesetzt und der andere zu diesem herangezogen.

Das échappé besteht gewöhnlich darin, daß beide Füße aus einer geschlossenen in eine offene Position gestellt werden, d. h. man bringt die geschlossenen Füße mit einem leichten Sprung seitwärts auseinander, und zwar so, daß die Fußspitzen sich gegenüber und die Hacken nach auswärts stehen; beide Füße, welche an den Knien zusammenstoßen und ungefähr die Form eines X haben, werden alsdann durch einen zweiten Sprung in die ursprüngliche geschlossene Position gebracht.

Beim Beginn des Tschardas stehen die Paare sich gegenüber, und zwar so, daß die Dame die Hände an die Hüften legt und der Herr die Arme verschränkt an der Brust hält (Fig. 1).

Die Dame führt einen Polkaschritt nach rechts aus und gleichzeitig der Herr einen solchen nach links; am Schlusse dieses pas müssen Dame und Herr sich mit seitwärts gerichtetem Haupte ansehen und mit den Schultern (Dame mit der linken und Herr mit der rechten Schulter) aneinandergrenzen.

Die Dame setzt nunmehr den Hacken des linken Fußes so vor, daß der letztere auswärts gerichtet ist, wendet nachher den Fuß so herum, daß dieser, möglichst einwärts gehalten, von der Hacke auf die Fußspitze zu stehen kommt. Das gleiche führt der Herr mit dem rechten Fuß aus (Fig. 2). Dame und Herr tanzen einen Polkaschritt in entgegengesetzter Richtung und führen nunmehr mit dem anderen Fuße, d. h. die Dame mit dem rechten und der Herr mit dem linken Fuße, den vorher beschriebenen Hacken- und Spigen-pas aus, und zwar so, daß die Dame jetzt mit der rechten Schulter an die linke des Herrn zu stehen kommt. Der Herr legt nunmehr den rechten Arm um die Taille seiner Dame, während diese den linken Arm auf die rechte Schulter ihres Herrn legt; beide legen die freien Arme fest an die eigenen Hüften. In dieser Aufstellung werden zwei pas battu latéral ausgeführt (Fig. 3) — von der Dame mit dem rechten, von dem Herrn mit dem linken Fuß. Bemerkte sei, daß anstelle dieser für den Laien sehr schwierigen pas auch zwei gewöhnliche Mazurkaschritte genommen werden können. Nach diesen beiden pas lösen Dame und Herr ihre Arme von den Hüften, reichen sich die Hände und tanzen mit einem Polkaschritt eine halbe Tour herum; am Schlusse des Polkaschrittes müssen Dame und Herr zunächst vis-à-vis stehen (Fig. 4, Seitenansicht) und mit zuerst festgeschlossenen Füßen das am Anfang beschriebene échappé ausführen; während des letzteren müssen die Paare die rechte Hand an den Hinterkopf, die linke in die Hüfte setzen und die Blicke nach unten richten (Fig. 4, Vorderansicht). Der Herr steht jetzt an der Stelle, an der bei Beginn des Tanzes die Dame stand, und diese an der Stelle des Herrn. Die vorher beschriebenen pas werden nunmehr in dieser Stellung in entgegengesetzter Richtung ausgeführt; der Tschardas ist alsdann beendet. — Erwähnt sei, daß zur Einübung dieses Tanzes die faustförmige Pulcinella wegen ihrer günstigen Takteinteilung ganz besonders geeignet erscheint.

Ratgeber für Frauenerwerb.

Frage. Welche Institute gewähren gebildeten, aber unbemittelten Damen freistellen oder Mittel zum Zweck des Studiums? N. N. in B.
Antwort. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein zu Leipzig, Vorsitzende Frau Otto Peters (Leipzig) gewährt weiblichen Studenten Stipendien. Ferner werden freistellen für die „Realkurse“ von Fräulein Helene Lange vergeben (Berlin W., Schöneberger Ufer 35), die bekanntlich zu dem für das Univeritätsstudium notwendige Abiturientenexamen vorbereiten.

Frage. Wie können sich Frauen in Deutschland zu Zahnärztinnen ausbilden? Wieviel Zeit erfordert dies Studium, und welche Mittel sind dazu nötig?
A. G. in Stuttgärt. O. und B. J. in Stettin.

Antwort. In Deutschland bietet sich den Frauen z. B. noch keine Gelegenheit, um sich als Zahnärztin auszubilden, dagegen werden selbstverständlich auf der Universität Zürich Damen zum Studium der Zahnheilkunde zugelassen. Da aber die in Amerika approbierten Zahnärzte bis in die neueste Zeit bevorzugt werden — Amerika nimmt in der Zahnheilkunde noch immer den ersten Platz ein — so dürfte eine Ausbildung in Amerika, speziell an der Universität in Philadelphia, vorzuziehen sein. Das Studium dauert fast ein und dreiviertel Jahr. Bei bescheidener Lebensweise ist ein Kapital von etwa 6000 Mark in Anschlag zu bringen. Ferner empfiehlt sich vor dem Studium eine halbjährige Vorbereitung in der Technik bei einem tüchtigen Zahnarzte oder einer Zahnärztin und die gründliche Aneignung der englischen Sprache, da die Vorlesungen in Philadelphia selbstverständlich in der englischen Sprache gehalten werden. Das Studium dauert vier Semester, dann folgt das Examen, welches technische, operative und schriftliche Arbeiten umschließt und zur Führung des Dokortitels berechtigt. Bei der Aufnahme in die Universität sind 100 Dollars zu entrichten. Philadelphia wird mit Vorliebe von deutschen Damen aufgesucht.

Frage. Da ich durch Privatunterricht Tüchtiges im Zeichnen gelernt habe und meine Arbeiten Talent beweisen, so ist es mein lebhafter Wunsch, mich hierin weiter zu vervollkommen, um mir dadurch einen dauernden Beruf zu erringen. Ich möchte zu meiner weiteren Ausbildung eine Malakademie besuchen; welche Anstalt nimmt Damen auf und welche Unterrichtsfächer werden geboten?
Räthe D. in D.

Antwort. Die königliche Akademie der bildenden Künste zu Kassel gestattet auch dem weiblichen Geschlechte Zutritt. In folgender Weise ist der Lehrplan geordnet: A. Elementarklasse. Diese ist die allgemeine Vorstufe, welche noch keine besonderen Kunstfächer herbeiführt. Nach Ablauf eines Jahres wird entschieden, ob der Schüler genügendes Talent besitzt, um in die höheren Klassen zu steigen. B. Antikenjaal. Hier finden die Unterweisungen und Übungen statt, die jedem Künstler, welches besondere Fach er auch später erwählen möge, zur Grundlage dienen; man lernt das Zeichnen nach Figuren und Modellen, die Grundzüge der Gewandung, anatomische Vorträge mit Nachzeichnungen, die Lehre von der Proportion des menschlichen Körpers, ornamentales und architektonisches Zeichnen. C. Die Malerschule, Abteilung, a) für die Figurenmalerei (Historien-, Genre- und Bildnismalerei); b) für Landschafts-, Architektur- und Tiermalerei. D. Klasse für ausübende Gelehrten. Beim Austritt aus dieser muß der Schüler so weit ausgebildet sein, um nun allein seinen weiteren Weg zu suchen, aus eigener Kraft arbeiten zu können. E. Bildhauerschule. — Das Studienjahr der Akademie beginnt mit dem 1. Oktober und dauert bis zum 15. August. Diejenigen werden als Schüler aufgenommen, welche durch selbstständig angefertigte Zeichnungen, Studien oder Malereien ihr Talent bekräftigen können. Das Honorar beträgt je nach den verschiedenen Stufen 40—100 Mark für das Jahr und 10 Mark Aufnahmegebühren.

Anagramm: Fleeblatt.

1.
Zu den Schlangen gehört's, ihr entflieht voll Schreck,
Wenn es naht mit zornigem Hisschen.
Verschoben erscheint es als süßes Gebäck
Beim festlichen Mahl auf den Tischen.
2.
Als Festung liegt's, wo der Rheinstrom rauscht,
Vor dem Feind uns Schutz zu gewähren.
Doch wenn ihr die Stellung der Zeichen vertauscht,
So liegt es im Süden von Währen.

3.
Ein Historiker ist's; ihr kennt ihn wohl
Aus seinen unsterblichen Werken.
Verschoben vermag's als hohes Symbol
Die erklarende Hoffnung zu stärken.
Werden die Anfangsbuchstaben der bei der Auflösung sich ergebenden Wörter richtig geordnet, so nennen sie einen unsterblichen Namen.

Französischer Trinkspruch.

Vore!

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 147.

Von zwei Damen hatte jede einen gleich großen Geldbetrag bei sich. A. erhielt für einen bestimmten Zweck von ihrer Freundin B. 14 Zehnmarkstücke, worauf A. über einen fünfmal größeren Betrag verfügte, als B. besaß.
Wieviel Zehnmarkstücke besaß jede der Damen ursprünglich?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 146 Seite 69.

O
H
M
A
R
I
A
I
S
T

Auflösung des Kryptogramms und Rätsels Seite 69.

Der Schlüssel ist folgender. Die Vokale sind angegeben. Die Konsonanten zählen von 1 nach 5 mit 1 bis 19.
Das Rätsel lautet:

Als der Reiter aus der ersten
Auf die Erde fiel,
Sank er in dem hohen Grabe
In die zweite tauig kühl,
Und dann macht ich ohne Gnade
Aus dem Ganzen die Charade.
(Schleiermacher.)

Auflösung der Charade: Stegreif.

Allerlei fürs Haus.

Neues praktisches Arbeitspult. Seit Jahren ist man bemüht, den schädlichen Einfluß der Schulbank auf die körperliche Entwicklung des Kindes durch Abschaffung der althergebrachten, systemlosen Bänke zu beseitigen, die, ohne Rücksicht auf die Größe der Schüler, diese zu einer einseitigen, oft gezwungenen Haltung zwingen und nur zu häufig Mißbildungen des Oberkörpers, zunehmende Kurzsichtigkeit und ernste Schädigung der Gesundheit im Gefolge haben. In dem nebenstehend abgebildeten Arbeitspult führen wir unseren Lesern ein System vor, welches auf Grund langjähriger Erfahrungen und Ratichläge von Seiten hervorragender Mediziner und Pädagogen konstruiert wurde und sich für die verschiedensten Altersstufen entsprechend verstellen läßt, so daß das Pult mit gleicher Bequemlichkeit von einem sechsjährigen wie von einem vierzehnjährigen Knaben benutzt werden kann. Die Entfernung des Sitzes von der vorderen Tischkante ist bei der Verstellung der Pulte so zu bemessen, daß der Schüler, ohne die Schultern zu heben, zwanglos beide Vorderarme auf die Tischfläche legen kann; die Entfernung des Sitzes vom Boden muß der Länge des Unterarms, von der Kniekehle bis zur Fußsohle gemessen, entsprechen; die Entfernung der Lehne vom inneren Tischrande richtet sich nach der Länge des Oberarmes, von der Kniekehle bis zum Rücken gemessen. In dieser Lage wird der Rücken und hauptsächlich das Kreuz entsprechend gestützt; die vordere Kante des Tisches steht um 3 cm weiter vor als die vordere Kante des Sitzes. Um eine freie Bewegung des Schülers beim Aufstehen, Hinein- und Hinausgehen zu ermöglichen, sind sämtliche Pulte mit beweglichen Sitzen, sogenannten Penelstühlen, versehen, welche beim Verlassen des Sitzes von selbst hochklappen. Ein verstellbares Arbeitspult (wie obenstehend abgebildet) kostet Mark 88; es giebt auch einfachere Pulte, sowie doppelte für zwei Kinder berechnete. (Bezugquelle: E. Cohn, Igl. Hoflieferant, Berlin SW., Zeugnisger. 88.)



Die Pflege der Taschenuhren. Eine zuverlässig gehende Uhr ist ein schätzbarer Gegenstand, den wir pflegen und hüten müssen, wenn er seine Pflicht immer pünktlich erfüllen soll. Zunächst ist jede Uhr peinlich vor Erschütterung und Stoß zu bewahren, nicht minder vor Schmutz. Wir wissen, daß Staub in das Uhrwerk dringt, auch wenn es nie geöffnet wird. Selbst der auf das sorgfältigste gearbeitete Verchluß ist eben nicht absolut staubdicht, man soll daher nicht unterlassen, die Uhrtafel öfters durch Umkehren zu säubern, und eine Uhr, auf die man Wert legt, alle zwei, höchstens alle drei Jahre von einem zuverlässigen Uhrmacher reinigen zu lassen. Der Staub wirkt in einer so feinen Maschine, wie die Uhr ist, als Schmirgel und muß die empfindlichsten Teile ab. Damenuhren gehen in der Regel nicht so genau wie Herrenuhren, es liegt dies sowohl an der Kleinheit des Werkes, als auch daran, daß solche Uhren nie so regelmäßig getragen werden. Jede Uhr geht nämlich anders im Gange als im Liegen oder Tragen, was zum Teil den Temperaturveränderungen zuzuschreiben ist. Man muß diese daher nach Möglichkeit vermeiden und z. B. eine Uhr aus der warmen Tasche nie auf eine kalte Marmorplatte legen oder an die kalte Wand hängen. Auch das Aufziehen der Uhr ist eine Sache, die ihre Ordnung haben will; man gewöhne sich daran, diese Verrichtung immer möglichst zu derselben Zeit zu verrichten, am besten des Morgens, weil die wohl wirkende Federkraft leichter die Störungen überwindet, welche den genaueren Gang der Uhr während der Bewegung im Tragen beeinflussen. Wer je den Unfall haben sollte, seine Uhr ins Wasser fallen zu lassen, bringe sie sofort zum Uhrmacher, damit sie auseinandergenommen werde, denn jede Stunde Verzögerung kann die Uhr auf immer ruinieren.

Der Champignon läßt sich bekanntlich ziemlich leicht und zu jeder Zeit ziehen, nicht so die übrigen essbaren Pilze. Es ebenfalls in eine bestimmte Zuchtmethode zu zwingen, ist bislang vergeblich versucht worden. Mit etwas Glück kann man sich aber nach den neueren Erfahrungen noch einen anderen Pilz, den Steinpilz, so ziehen, daß man für den Sommer ein recht ergiebige Beet davon schafft. Dazu ist notwendig, daß man sich im Herbst oder Frühjahr von Stielen, an denen Steinpilze wachsen, tüchtige Mengen Erde handhoch abschneidet und diese in den Garten, womöglich an etwas schattiger Stelle, unter Buchen z. B. ausbreitet, sie eventuell auch einhaßt oder einpakt. Die eingeführte Erde wird über Winter mit etwas Laub bedeckt, und im Frühjahr kann man sie unter möglicher Schonung, d. h. wenigem Umrühren, auch mit niedrigen, aber weitgestellten Stauden bepflanzen. Das mit dem Boden eingeführte Myzel, die Pilzfäden, Pilzwurzeln, breitet sich weiter aus, und zur Zeit der Steinpilze kommen die Pilze hervorgehoben, reichlicher und anhaltender — wenn die Erde sorgfältig gegossen — als im Walde. Kommen die erwarteten Steinpilze nicht, was niemals ganz sicher, so darf man nicht böse sein, zumal da die Kosten ja keine hohen waren; war aber das Glück günstig, dann ist es auch dauern, da jahrelang immer von neuem Steinpilze hervorzuwachsen.

Geräuschlose Nähmaschinen. Der geräuschvolle Gang der Nähmaschinen, dieser für die stillen Wohnräume der Familie vorzugsweise bestimmten Werkzeuge, ist von jeher als ein Uebel empfunden worden. Das Geräusch der Maschine entsteht durch das Zusammenwirken unzähliger kleiner Stöße der bewegten Teile; je dichter und lauter diese eingetaucht sind, desto schwächer werden natürlich die Stöße, desto ruhiger also der Gang. Hierin ist nun zwar im Laufe der Zeit von Seiten der Fabrikanten Fortschritte gemacht, indes bleibt immer noch ein erhebliches Geräusch übrig, weil man bisher übersehen hatte, daß der Sitz des Nabels hauptsächlich in der Tischplatte zu suchen sei. Die übliche geschlossene Tischplatte von Holz oder auch von Eisen unterlegt der Einwirkung der von den Bewegungsteilen hervorgerufenen Schallwellen und giebt sie vielfach verärrt zurück; sie ist demnach ein Resonanzboden. Um letzteren unschädlich, die Platte tonlos zu machen, hat Ingenieur B. E. H. in sich eine Erfindung patentieren lassen, welche im wesentlichen darin besteht, daß er die Tischplatte aus Längs- und Quersäben von Holz bildet und sie mit einer dünnen Bleiplatte überzieht. Vorausgesetzt werden Nähmaschinensätze bald in den Stand gesetzt sein, die klappernden Tischplatten gegen die neuen Platten auszutauschen. Ob diese geräuschlosen Nähmaschinen sich behaupten werden, wird ja die Zukunft lehren.

Die Weine Griechenlands. Die schon in den Dichtern der Alten begünstigte Vorehre fanden, die in der Kaiserzeit den veredelteten, feinen Jungen der Römer als Delikatessen galten und die noch im Mittelalter sich eines beträchtlichen Konsums erfreuten, hatten infolge der schlechten Wärdung in der Heimat lange Zeit den Export fast ganz eingebüßt. Neuerdings aber sind sie wieder mit Erfolg in Aufnahme gekommen und auch in Deutschland seit 1876 durch die Bemühungen des Konjuls F. F. Menzer in Neudarmstadt mit zunehmender Beliebtheit eingeführt worden. Die jetzt zur Ausfuhr gelangenden griechischen Weine sind aber auch vollkommen rein und nur aus Traubenmost ohne irgendwelchen Zusatz bereitet, so daß sie vor den sogenannten spanischen Weinen, die nur zu oft künstlich hergestellt sind, durch ihre reine, natürliche Beschaffenheit einen großen Vorzug haben. Die griechischen Exportweine sind nicht allein als wohl anregendes Frühstücksgetränk, sondern auch aus gesundheitlichen Gründen zu empfehlen; namentlich die roten griechischen Weine einen starken Linnigehalt, mit welchem sie gegen chronische Magenkrankheiten gute Dienste leisten. Verulmt sind mit Recht die feurigen Weine der griechischen Inseln, aber auch das griechische Festland befindet sich in jener südeuropäischen vulkanischen Zone, die dem Weinbau so günstig ist; der wolkenlose Himmel Griechenlands und die reine Atmosphäre tragen nicht wenig zur Entwicklung der Naturprodukte bei, denen bis vor kurzem nur eine fleißige Kultur und eine zweckmäßige Behandlung fehlte. Jetzt ist auch diesem Mangel abgeholfen, seitdem die Kultur der Reben und gute Kellerwirtschaft in Griechenland durch Deutsche eingeleitet und durchgeführt worden ist.

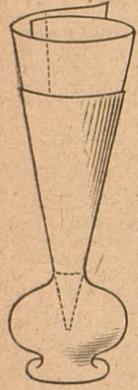
Ein neuer, hübscher Zimmer schmuck wird durch die reizenden „Mägeler Blumenmöpfe“ geboten, die seit kurzem von der Firma Schurzig u. Krüger zu Mägeln in Sachsen in den Handel gebracht werden. Diese patentierten Blumenmöpfe können aufgehängt oder aufgestellt, also sowohl zur Schmückung der Wände, wie der Fenster, Veranden u. s. w. und auch als Tafelschmuck verwendet werden. Lebende Pflanzen gedeihen in diesen zweckmäßig konstruierten Mäpfen recht gut, doch können diese Mäpfe ebensowohl mit künstlichen Blumen und getrockneten Gräsern decoriert werden. Wer sich für diese hübsche Neuheit interessiert, wird aus dem Prospekt der genannten Firma, der auf Verlangen zugesandt wird, das Weitere erfahren.

Goldglas.

Nachdruck verboten.

Das Bemalen von Gläsern, Vasen, Flaschen oder ähnlichen Biergefäßen mit Glanzgold erfordert ein sicheres Zeichnen, zum mindesten ein sicheres Führen der Feder. Es hat den Vorzug vor anderen Malereien, daß die Arbeit sehr schnell geht, außerordentlich wirksam ist und sich gut hält.

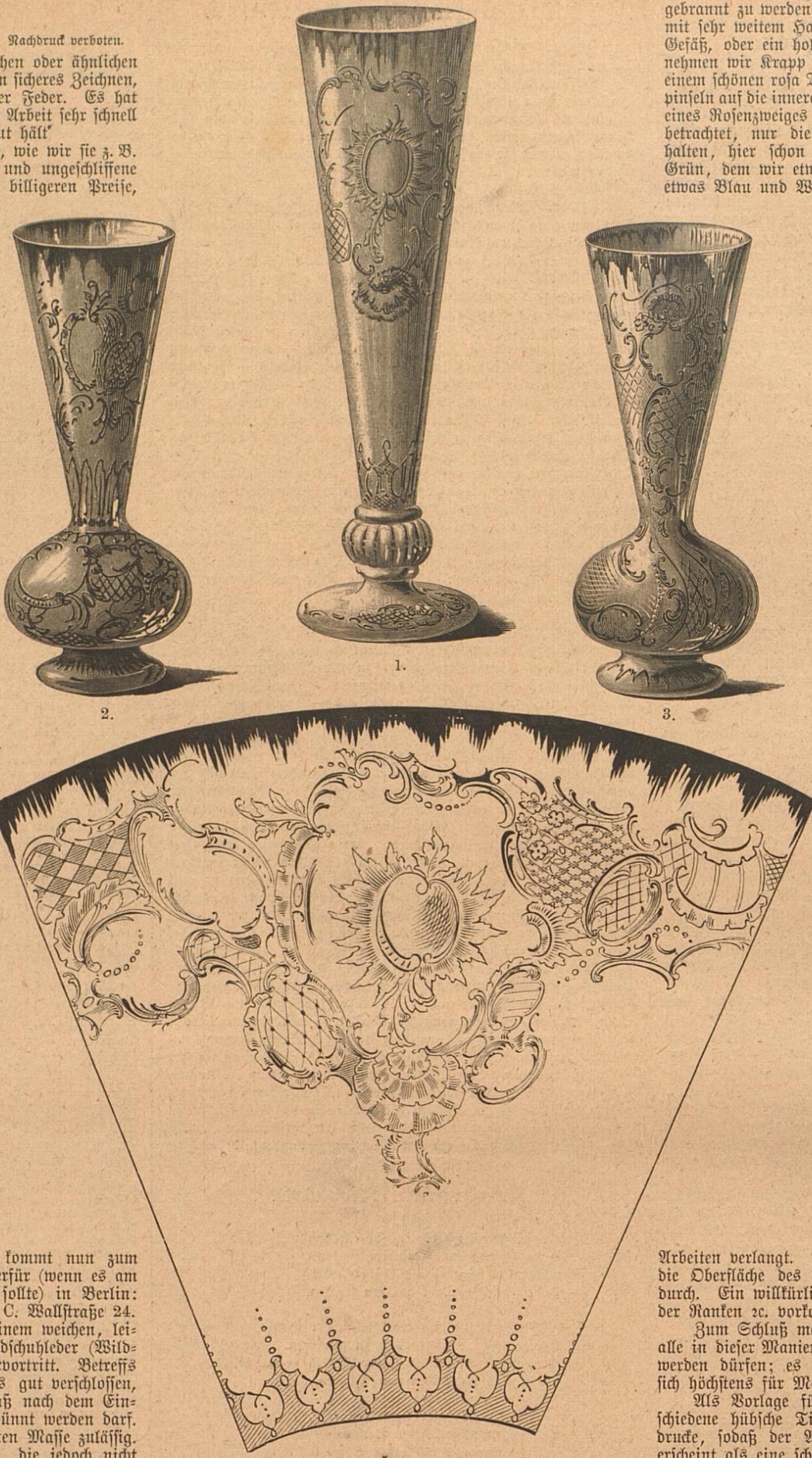
Wir benutzen zum Bemalen Gegenstände, wie wir sie z. B. in Fig. 1, 2 und 3 sehen. Das gegoffene und ungeschliffene Glas hat den Vorzug; abgesehen von dem billigeren Preise, ist das einfache Glas beim Brande selbster dem Zerspringen ausgesetzt, da es durch die noch vorhandene Gushaut widerstandsfähiger wird. Zum Malen nehmen wir Glanzgold, das wir in kleinen Quantitäten bei jedem Porzellanbrenner oder Porzellanmaler bekommen. Die eigentliche Bearbeitung ist sehr einfach. Wir schlagen, um die Zeichnung herzustellen, ein Blatt Papier so ein, als wollten wir eine Düte machen, setzen diese in das Glas Fig. 4, und schneiden dann die herausstehende Oberkante ab, ebenso schneiden wir auch seitlich das Papier an der in Fig. 4 punktierten Stelle durch, damit ein Blatt in einer Lage das Glas ausfüllt. Beim Herausnehmen des Blattes werden wir eine Form wie Fig. 5 haben. Diese Fläche ist nun je nach Wunsch zu bezeichnen. Wir können hier ebenso leicht Blumen wie Ornamente verwenden; auch Wappen würden sich dazu wohl empfehlen.



4.

Die hier gezeichneten Rotokomuster sind einfach, decken die Gläser fast in der ganzen Fläche und sind deshalb gut zu verwenden. Vor dem Bemalen wird das Glas innen und außen gut gereinigt. Das gezeichnete Original wird wieder, wie vorher, zusammengewickelt und füllt nun das Innere des Gefäßes aus. Ist das Glas weiß, so scheint selbstverständlich jeder Strich scharf durch, aber selbst bei grünen oder braunen Formen, die als Biergläser gern verwendet werden, ist die Zeichnung so klar zu sehen, daß man ganz gut dabei arbeiten kann.

Mit der gewöhnlichen Stahlfeder, die allerdings vorher nicht benutzt sein darf, tragen wir das Glanzgold auf; wer mehr mit dem Pinsel geübt ist, kann auch diesen benutzen. Die gezeichnete Arbeit macht nach ihrer Vollendung den Eindruck von einer mit Asphaltlack bezeichneten Fläche, wie sie zum Glasätzen hergestellt wird. Das Glanzgold trocknet in 10-12 Stunden, doch hüte man sich, das bemalte Glas im Winter vielleicht in die Wärmeröhre zu stellen, um möglicherweise ein schnelleres Trocknen zu erzielen. Das Glanzgold würde in diesem Falle auslaufen. Das trockene, fertiggestellte Glas kommt nun zum Brennen. Empfehlenswerte Firmen sind hierfür (wenn es am Orte nicht ein Porzellanmaler mitbrennen sollte) in Berlin: Krjewsky, SW. Kochstraße 71, oder Brock, C. Wallstraße 24. Nach dem Brande ist das Glanzgold mit einem weichen, leinenen Lappchen oder mit einem Stück Handschuhleder (Wildleder) abzureiben, damit der Glanz voll hervortritt. Betreffs des Glanzgoldes sei noch erwähnt, daß es gut verschlossen, bezw. verkorrt gehalten werden muß und daß nach dem Eindicken die Masse nicht durch Terpentin verdünnt werden darf. Ebenfalls ist der Verbrauch der eingedickten Masse zulässig. Für eine Imitation in ähnlicher Weise, die jedoch nicht



2.

1.

3.

5.

gebrannt zu werden braucht, nehmen wir eine weiße Glasflasche mit sehr weitem Hals, besser noch ein gläsernes, vajenartiges Gefäß, oder ein hohes, weißes Trinkglas. Auf die Delphette nehmen wir Krapp Nr. 5 und Kremler Weiß, mischen diese zu einem schönen rosa Ton und malen nun mit langstieligen Borstpinseln auf die innere Seite des Glases z. B. Blüten und Knospen eines Rosenzweiges derart, daß die Blütenblätter, als Anlage betrachtet, nur die Form zeigen, denn es würde zu schwer halten, hier schon Licht und Schatten mit anzulegen. Mit Grün, dem wir etwas Rot und Gelb, an direkten Lichtstellen etwas Blau und Weiß gemischt hinzufügen können, legen wir die Blätter an. Die Stiele bekommen Braun und Gelb, die dünneren Stiele lassen wir ganz fehlen, ebenso die Rosendornen.

Den gesamten zur Verwendung kommenden Delfarben ist Siccativ zur Beschleunigung des Trockenprozesses hinzuzufügen. Sobald die aufgetragenen Farben trocken sind, nehmen wir gebrannte Terra Sienna und legen die ganze Innenfläche des Gefäßes zu; die Farbe wird nur dünn aufgetragen, d. h. nicht mit Terpentin verdünnt, sondern gut mit dem Borstpinsel vermalt. In diesen frischen Grund zeichnen wir mit einem angefeuchteten Pinsel feine Zweige, Ranken und Dornen ein. Die Farbe wird dabei zur Seite geschoben, die Striche zeigen das klare Glas. Wiederum lassen wir diesen Farbeauftrag trocknen, um eine dritte Schicht aufzulegen. Goldbronze mischen wir mit Bronzetinktur und übermalen hiermit das ganze innere Gefäß. Die Ranken, Zweige und Dornen werden dadurch rein Gold, der ganze Terra Sienna-Grund aber wunderbar leuchtend.

Da die eigentliche Malerei bisher nur Anlage war, so vollenden wir sie jetzt auf der Oberfläche des Glases.

Mit den entsprechenden Delfarben und Siccativ malen wir Zweige, Blüten und Blätter reliefartig fertig. Die Blumen bekommen scharfe Umrisse durch Auflegen von Weiß und durch Hinzufügen von Schatten. Die Staubfäden sind aufzusehen, die grünen Blätter durch Einzeichnen von Adern und durch Umranden und scharfes Ausmalen der Zacken oder Blattzähne zu vervollständigen. Auch bei diesen Teilen sind fehlende Lichter und Schatten zu ergänzen. Die trocken gewordene Außenmalerei wird mit einem feinen Lössack überzogen, der reine Glasgrund bleibt jedoch frei.

Durch diese zweiseitige Bemalung einesteils und durch die Verwendung der Terra Sienna und des Goldgrundes andernteils erreichen wir eine außerordentlich leuchtende Wirkung des Ganzen, die dem nicht in der Technik Eingeweihten völlig unmerklich erscheinen muß.

Statt der bloßen Blumenzweige können ebenso gut Wappen in Verbindung mit diesen gemalt werden, jedoch sind die gesamten heraldischen Arbeiten schwerer, da hier die Form ein strengeres

Arbeiten verlangt. Man legt deshalb das Wappen lieber auf die Oberfläche des Glases und führt es mit Emailfarben durch. Ein willkürliches Arbeiten, wie es bei dem Zeichnen der Ranken zc. vorkommt, ist hier gänzlich ausgeschlossen.

Zum Schluß mag noch die Bemerkung Platz finden, daß alle in dieser Manier gemalten Stücke nicht mit Wasser gefüllt werden dürfen; es sind lediglich Dekorationsgegenstände, die sich höchstens für Marktbouquets eignen.

Als Vorlage für eine derartige Malerei existieren verschiedene hübsche Tischkarten, Gratulationskarten und Buntdrucke, sodaß der Ankauf eines solchen Originals praktischer erscheint als eine schwarze Zeichnung. — r.

Korrespondenz.

Verschiedenes. G. J. in Görlitz. Ob die Majolika-Malerei sich zum Broterwerb eignet, ergibt sich von Fall zu Fall — d. h. wenn tüchtige Leistungen geboten werden, finden sich auch Abnehmer. Das Erlernen beschränkt sich darauf, daß man mit Pinsel die Umrislinien hält. Unser Artikel gab ersöhnliche Auskünfte hierüber.

Langjährige treue Abonnentin in Zechausen. „Klara Mödner“ existiert wohl, aber es ist uns nicht gestattet, ihren wahren Namen zu nennen, noch ihre Adresse anzugeben.

Wofit. W. Der Druckfehlerheftel hat aus Holzbock, wie der Name richtig lautet, Holzbock (Seite 39) gemacht, desgleichen in Fig. VIa (Seite 40) statt la main droite das unverständliche „droise“.ardon!

R. Dr. in München. Zur Herstellung bunter, unverbrennlicher Watte trinkt man den käuflichen Asbestschnee (Asbestwatte) mit einer dünnen Eiweißlösung, läßt diese leicht abtrocknen (doch nicht völlig trocken werden), und bringt sie in das gewünschte Farbgebäd, welches dann bis fast zum Kochen zu erwärmen ist.

Blumenliebhaber in St. Flower-Cement ist ein Klebstoff, der an der Luft sofort erhärtet und der dazu dienen soll, das Ausfallen der Blumenblätter an frischen Blüten zu verhindern.

Haushalt und Küche. E. W. in Hütten. Behufs Glanzbergoldung bedreht man den Spiegel dünn mit Firnis, legt strichweise Blattgold auf und drückt dieses möglichst fest, gleichmäßig und glatt an. Uebriens versteht das jeder tüchtige Maler.

Gansfrau auf dem Lande. Um Risse gegen Milbenfraß zu schützen, empfiehlt sich häufiges Abreiben, nötigenfalls mit etwas Kochsalz oder Salpeter.

W. C. in Worms. Filzhüte lassen sich säubern durch Abreiben mittelst weicher Lappchen, die mit verdünntem Salnatgeist schwach angefeuchtet sind. Von Zeit zu Zeit ist immer ein neues Lappchen zu nehmen. Die Hüte dürfen jedoch nicht eigentlich naß werden, da sie sonst ihre Form verlieren und gepreßt werden müssen.

Pauline K. in L. Wasserflecke aus Kotosläusern entfernt man, indem die ganzen Läufer angehängt und wieder getrocknet werden. Es empfiehlt sich übrigens, jeden neuen Kotosläufer gleich in heißes Wasser zu stecken und erst nach dem Trocknen anzulegen; er schmutzt dann nicht so sehr.

L. W. in London. Das unter dem Namen „löslicher Ceynneepfeffer“

in den Handel kommende Präparat ist eine oft mit Orlean tiefer gefärbte, mit Kochsalz eingedampfte, bituminöse Tinktur aus spanischem Pfeffer. Im allgemeinen wird man wohl mit Ceynneepfefferpulver besser fahren.

Gute Hausfrau in Dresden. Die Bildung von Eßigaläusen im Eßig läßt sich durch einen kleinen Zusatz von bestem Weingeist verhindern oder doch wenigstens verzögern.

M. in R. Daß „Kaffee in Büchsen das Billigste der Welt“ sei, wie die Aufschrift Ihres Kaffeeerlagsmittels besagt, möchten wir bezweifeln, und da er nach Trillisch aus aufgeröstetem, altem Kaffeeatz besteht, so würden wir ihn, selbst wenn er halb soviel kostete, noch immer für zu teuer halten und jedem raten, lieber ein Viertel Joviel, aber guten Kaffee zu verwenden. Will man durchaus den Aufguss dunkler haben, so setze man etwas Feigenkaffee hinzu.

L. R. auf Dr. Wenn man Butter vorsichtig in einem Glase schmilzt, so erscheint sie fast klar, Margarin dagegen stark trübe. Auch ist der Geruch geschmolzenen Margarins ganz anders, und es bräunt sich nicht. Alle diese Unterschiede sind aber bei einer Verfälschung, wo Gemische dieser beiden Fettstoffe vorliegen, hinfällig, und es ist für den nicht Sachverständigen unmöglich, solche sicher zu erkennen. Der Verkauf bearbeiteter Gemische ist aber in Deutschland verboten, und da die Nahrungsmittelpolizei sehr darauf sieht, so ist wenig zu befürchten.

Selma B. 100. Nur kleinere Messinggegenstände können Sie selbst verzinnen, indem Sie sie blank gepulvt in eiserner Schale in einer Flüssigkeit kochen, welche aus Zinnchlorurelösung, mit überschüssiger Aetzalkalilauge verest, besteht.

Madrilena. Die allerbilligste Seife ist aus Walfett (Preis gegenwärtig pro Centner 11 Mark) darzustellen. Dies Fett wird mit einer Lösung von Seifenstein in weichem Wasser (Regenwasser), die so stark sein muß, daß ein Ei darin schwimmt, durch Kochen verest, durch ein Sacktüch gegossen, mit Kochsalz ausgelesen und langsam abkühlen gelassen. Nach 24 Stunden etwa kann dann der Seifenstein abgenommen und in Stücke geschnitten werden. Von der Seifensteinlösung gebraucht man halb so viel wie vom Fett, eher noch etwas mehr; um sicher zu gehen, daß die Veresterung eine vollständige wird, muß man reichlich nehmen. Die genaue Menge ist leicht auszuprobieren. — Aus Küchenabfällen stellt man Seife her, indem man die Abfälle zu höchstens faustgroßen Stücken zerleinert, worauf man sie mit Seifensteinlösung kocht, durchzieht und wie oben verfährt. Solche Seife ist aber unreiner und wird, zumal sich die nötige Menge Seifensteinlösung für den Laien schwer berechnen läßt, obendrein teurer. Auch ist die Verarbeitung riechend gewordener Küchenabfälle nichts weniger als angenehm. — Wenn übrigens Ihr Bedarf nicht allzugerade ist, werden Sie von den Seifenfabriken,

welche solche Seifen herstellen, eine Walfett- oder dergl. Seife zu so billigem Preise bekommen, daß Sie bei der Selbstdarstellung nicht besser fahren können. Die Redaktion des „Seifenfabrikant“ (Verlag von J. Springer, Berlin N., Monbijouplatz) wird Ihnen auf Anfragen gewiß gern Nummern mit einer für Sie besonders passenden Vorschrift senden.

Kosmetik und Gesundheitspflege. E. B. in N. Zur Befestigung vorder Hände empfehlen sich Waschungen unter Zusatz von etwas Borax und darauf folgendes Einreiben mit Vanolincreme. Vor allem aber ist wichtig, möglichst dauernd dicke Handschuhe zu tragen, auch des Nachts, da die Rötung durch die Einwirkung der Luft entsteht.

R. K. in Düsseldorf. Haare an den Armen entfernt man durch Auftragen von Natriumsulfhydrat, oder Strontiumoxydhydrat. Letzteres Präparat ist auch als Berks Antitrinin im Handel. — Gesichtswaschen werden durch Auftragen eines 10 Prozent Salicylsäure enthaltenden, elastischen Kollodiums allmählich beseitigt. Sobald die äußere Haut abgezogen ist, muß von neuem gepulvt werden. Schneller geht es durch Ausähen mit Monochloressigsäure, das muß aber sehr vorsichtig gemacht werden und giebt selbst dann oft eine erst allmählich verschwindende Narbe!

M. B. 30. Ein Zusatz von Kirsch- zu Himbeerlakt läßt sich daran erkennen, daß beim Schütteln ein tiefroter Schaum entsteht, während bei reinem Himbeerlakte der Schaum weiß ausfällt. Genauer verfährt man damit, daß der Saft mit Meißelgig verest und dann filtriert wird; reiner Himbeerlakt giebt ein fast farbloses Filtrat, welches bei Kirschlaktgehalt blavrot ausfällt.

F. D. in Wien. Nuschalenerextrakt zum Braufärben der Haare ist nur wirksam, wenn es aus frischen, grünen Nuschalen bereitet wurde. Die Firma G. Hell u. Co. in Troppau stellt z. B. ein solches in zweckmäßiger, flüssiger Form her.

M. C. in Berlin. Gegen zu starke Transpiration der Füße ist ein Streupulver aus 40 Teilen Zinkoxyd, 10 Teilen Boraxpulver und 50 Teilen Talkum neben häufigen Waschungen mit Erfolg anzuwenden.

Frau L. M. in Stuttgart. Die Entfernung der Mittelhaar geschieht durch vorsichtiges Ausdrücken; die Verhütung ihrer Neubildung erreicht man durch häufige Waschungen mit einer neutralen Seife und Gebrauch eines boraxhaltigen Waschwassers aus je 10 Teilen Benzoe- und Quillajatinktur und 180 Teilen Rosenwasser, worin zuvor etwas Borax aufgelöst wurde.

Fr. F. Sch. in B. Die Körpertemperatur Kranter mißt man am bequemsten und zugleich genauesten mit einem Zungenfieberthermometer. Das Quecksilberthermometer, das die Form eines nicht ganz geschlossenen Ringes hat, wird unter die Zunge genommen und der Mund geschlossen.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor U. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.